

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

Bezugs-Bedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:

monatlich Kr. 16.—
vierteljährlich 48.—
halbjährlich 98.—
jährlich 192.—

Rückstellung von Manu-
skripten erfolgt nur bei Ein-
leitung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme
des Montags (täglich) 1930.

10. Jahrgang.

Dienstag, 30. Dezember 1930.

Nr. 303.

Streitgefahr in Süd-Wales?

London, 29. Dezember. (Eigenbericht.)
Trotz der kürzlich zustande gekommenen Regelung
der Arbeitszeit im englischen Kohlenbergbau be-
stehen in zwei wichtigen Kohlendistrikten in
Süd-Wales und Schottland Gefahr,
daß die Arbeit am 1. Jänner eingestellt wird.
Dort weigern sich die Grubenbesitzer, der neuen
Regelung zuzustimmen, die in fünf Arbeitstagen
zu siebendviertel Stunden und einem von
sechs Stunden besteht; durch dieses Kompromiß
hatten die Arbeiter auf die strikte Anwendung
des siebeneinhalb Stunden-Tages verzichtet, wo-
gegen die Grubenbesitzer von einer Lohnkürzung
absehen. Am 1. Jänner läuft in den erwähnten
Bezirken, wo etwa 120.000 Arbeiter im Kohlen-
bergbau beschäftigt sind, das bisherige Provi-
sorium ab.

Blutige Flaggen-Demonstration in Bombay.

Bombay, 28. Dezember. Der Präsident
und vier Mitglieder der verbotenen nationalsozia-
listischen Organisation „Kriegsrot“ wurden heute
vormittags verhaftet, als sie trotz des polizeilichen
Verbotes versuchten, eine feierliche Begrüßung
der indischen Nationalflagge in Szene
zu setzen. Es hatte sich zu dieser feierlichen Veran-
staltung eine große Menschenmenge versammelt,
die der Aufforderung der Polizei, auseinander-
zugehen, keine Folge leistete. Die Polizei ging
schließlich unter Anwendung ihrer Bambusstöcke
gegen die Menschenmenge vor und trieb sie aus-
einander. Nachdem sich die Polizei aus dem Be-
zirk, in welchem sich dieser Vorgang abgespielt
hatte, zurückgezogen hatte, fand sich die Menge
abermals zusammen und führte die Zeremonie
des feierlichen Flaggenaufstiegs zu Ende. Später
kam es auf der Esplanade vor dem Polizeigericht
zu größeren Zusammenkünften der Menge. Die
Demonstranten bewarfen das Polizeigericht mit
Steinen, so daß eine Polizeiabteilung genötigt
war, wiederum mit Bambusstöcken gegen die
Menge vorzugehen. — Es kam zu heftigen Zu-
sammenstößen, ehe es den Polizeibeamten gelang,
den Platz zu säubern. Bei dem Zusammenstoß
am Vormittag wurden 75 Personen ver-
letzt. Wie die Verwaltung der beiden Kranken-
häuser des indischen Kongresses mitteilt, wurden
außerdem noch 50 Personen, die leichtere Ver-
letzungen erlitten hatten, an Ort und Stelle ver-
bunden. Während der ganzen Krawalle sind in
den beiden Krankenhäusern insgesamt 200 Per-
sonen verbunden worden, von denen 150 selb-
stgenommen wurden. Acht Polizeibeamte, darunter
zwei Wachtmeister, erlitten leichtere Verletzungen.

Banderbelde für Revision und Abrüstung.

Paris, 29. Dezember. Der sozialistische
„Populaire“ veröffentlicht heute Erklärungen des
belgischen Sozialistenführers Vandervelde über
die Stellung seiner Partei gegenüber den bel-
gischen Heeresrevidenten. Als er, so führt Van-
dervelde u. a. aus, nach viermonatiger Abwesenheit
nach Belgien zurückkehrte, habe er eine völlig ver-
änderte Mentalität vorgefunden. Die Reden
Ruffinolis, die sozialistischen Juristen aus dem
Balkan, die Erfolge der Nationalsozialisten in
Deutschland, die bedauerlichen Wahlen unter
dem Druck des Militärs in Polen, alles das er-
wecke beim Mann auf der Straße den Eindruck,
daß Europa vor einem Kriege stehe und daß die-
ser Krieg morgen mit der gleichen Pflanzlichkeit
ausbrechen könne wie 1914. Er sei überzeugt, daß
auf dem Östern stattfindenden Kongreß der bel-
gischen Arbeiterpartei der Gedanke einer einsei-
tigen Abrüstung mit großer Mehrheit abgelehnt
werde. Aber die belgischen Sozialisten seien ent-
schlossen, auf nationalem wie auf internationa-
lem Gebiete ihre Aktion zu Gunsten einer all-
gemeinen, gleichzeitigen und unter Kontrolle sich
vollziehenden Abrüstung fortzusetzen. Belgien sei
vielleicht das einzige Land, dessen Heeresbudget
jetzt höher sei, als im Jahre 1914. Die belgischen
Sozialisten wollten nicht, daß unter dem Vor-
wand der Landesverteidigung für die Aufrechter-
haltung gewisser militärischer Hegemonien und
für die unbedingte Verteidigung des durch den
Versailler Vertrag und die übrigen Verträge
geschaffenen territorialen Status gerüstet werde.
Der Versailler Vertrag sehe ja selbst die Mög-
lichkeit seiner eigenen Revision vor.

Aufstand gegen Kemal.

Wachsende Unzufriedenheit mit dem Diktator. — Rücktrittsgedanken Kemals?

Paris, 29. Dezember. Nach einer Meldung aus
Smyrna das Standrecht verkündet. Nach unbestätigten Meldungen wurde das Standrecht
bereits in einigen Provinzen proklamiert.
Breite Schichten der Bevölkerung, die schon längere Zeit zur Unzufriedenheit aufgewiegelt
wurden, sollen hauptsächlich damit unzufrieden sein, daß Mustafa Kemal das Kalifat auf-
gehoben hat und daß die Türkei freiwillig auf die Kirchenhoheit über die islamitische Welt
verzichtet hat.

Paris, 28. Dezember. Die Pariser Blätter
bringen detaillierte Meldungen über die Ereig-
nisse in der Türkei. In diesen Meldungen wird
angeführt, daß die am Samstag stattgefundene
Beratung des Präsidenten Mustafa Kemal volle
acht Stunden ange dauert hat. Es wurde fest-
gestellt, daß die gegen die Regierung gerichtete
Bewegung sehr verzweigt sei und daß sie nicht
ausschließlich religiösen, sondern auch poli-
tischen Charakters ist. Den religiösen
Abwechslungspunkt in Menemen führte die Kalfi-
bendi-Sekte. In Istanbul und Umgebung stand
an der Spitze dieser Bewegung der bekannte
Revolutionär Scheik Effendi; außerdem nahm
auch die sogenannte liberale Partei an
der Bewegung teil, die von der Regierung auf-
gelöst wurde, die jedoch heimlich aufrechterhalten
wird. Außerdem wurde eine regierungseindliche
Partei, die politisch-religiöse Ahali, begründet,
deren Führer sämtlich verhaftet wurden. Die
Verhaftungen werden in der Türkei weiter fort-
gesetzt.

Die Regierung hat das Erscheinen
zahlreicher Oppositionsblätter in
Istanbul und Smyrna eingestellt und stellte
deren Redakteure vor Gericht. Die Regierung
wird dem Parlament einen Gesetzentwurf vor-
legen, der außerordentliche Maß-
nahmen gegen jene Personen vorseht, die
revolutionäre Bewegungen gegen die Regierung
organisieren.

Paris, 29. Dezember. Zu den Meldungen
über den Ernst der Situation in der Türkei im
Zusammenhang mit der revolutionären Be-
wegung in der Provinz Smyrna verläutet, daß
die Lage durch die wachsende wirtschaftliche und
finanzielle Krise noch verschlimmert werde.
Mustapha Kemal Pascha soll ange-
blich entschlossen sein, auf das Amt des
Präsidenten der Republik zu resignieren
und sich der Ministerpräsidentenschaft in der Regie-
rung anzunehmen um so nützlicher für das Auf-

blühen seines Landes zu arbeiten. Mit dem Amte
des Präsidenten der Republik würde der General-
stabschef Fevzi Pascha betraut werden.

Konstantinopel, 28. Dezember. (Men-
ter.) Die Behörden messen der revolutionären
Bewegung, die in der Provinz Smyrna aus-
gebrochen ist, große Bedeutung bei. Sie sind über-
zeugt, daß die Bewegung, deren Hauptquartier
sich anscheinend in Menemen befindet, keinen ver-
einzelten Zwischenfall darstellt, sondern das
erste Stadium in der Entwicklung einer
Verschwörung ist, die sich bis nach Istanbul
verzweigt und zu deren Zielen der Sturz des
femalistischen Regimes gehört. Bisher sind in
Menemen, Mognesia, Balikesir, Konia, Smyrna
und Istanbul 1000 Personen, darunter mehrere
Frauen, verhaftet worden. Außerdem sind zahl-
reiche Scheichs, Derwische, Gohshas und Imas
und sogar ein ganzes Bataillon Infanterie, deren
Loyalität zweifelhaft erschien, interniert worden.
Im Doma-Baschi Palast wurde am Samstag
eine Beratung abgehalten, an der Präsident
Mustapha Kemal, der Premierminister, der
Generalstabschef, der Innenminister und mehrere
hervorragende Abgeordnete teilnahmen.

Paris, 29. Dezember. Havas meldet aus
Ankara: Ein informierter Kreis erfährt, daß
Fevzi Pascha nach der Ankunft in Ankara eilig-
den Ministerrat einberufen hat, um die
Maßnahmen zu treffen, welche die außerordent-
liche Beratung unter dem Vorsitz Mustafa
Kemals beschloffen hat. Einige Abgeordnete
brachten dringende Interpellationen ein,
die von der Regierung Aufklärung darüber ver-
langen, was in der Türkei eigentlich vorgehe.

Auf Grund der vom Minister des Innern
an Ort und Stelle vorgenommenen Unter-
suchung über die reaktionäre Bewegung im
Bezirk Menemen wurde der Befehlshaber der
Gendarmerie wegen Käuflichkeit im Dienst ver-
haftet, der Gouverneur aus denselben Gründen
abgesetzt.

Regierungstriebe in Oesterreich?

Intriguen der Geiselclique. — Entscheidung veragt.

Wien, 29. Dezember. (Eigenbericht.) Die
Verhandlungen, die seit längerer Zeit im Parla-
ment geführt werden, haben heute plötzlich eine
kritische Situation hervorgerufen. Ende
Dezember läuft das Gesetz über die Notstands-
unterstützungen für die ausgebeuteten Arbeits-
losen ab und die Regierung hat eine Vorlage ein-
gebracht, die das Gesetz provisorisch bis Ende
Mai verlängern soll. Zugleich laufen aber schon
seit längerer Zeit Verhandlungen über den so-
genannten Finanzausgleich, das ist die Aufstellung
gewisser Ertragsnisse zwischen dem Staat und den
Ländern, wobei es sich den Ländern vornehm-
lich darum handelt, von der Gemeinde Wien
einen großen Teil ihrer Erträge zu erhalten. Es
werden von der Gemeinde Wien nicht weniger
als 49 Millionen Schilling jährlich, das ist bei-
nahe eine Viertel Milliarde tschechischer Kronen,
Verzicht auf ihre Anteile verlangt, was aber
von der Wiener Gemeindeverwaltung als ganz
unmöglich erklärt wird, da die Gemeinde dann
ihre soziale Fürsorge und besonders ihre Bau-
stätigkeit wesentlich einschränken müßte. Am
Samstag hat der Bundeskanzler erklärt, wenn
der Finanzausgleich nicht zustande komme, so
würden auch die Notstandsunterstützungen nicht
verlängert werden. Verhandlungen, die am
Samstag zwischen dem Finanzminister und den
Vertretern der Wiener Gemeinde stattfinden
sollten, wurden plötzlich abgefragt. Wie man heute
erfährt, weil die Wiener Christlichsozialen, beson-
ders der ehemalige Finanzminister Dr. Kien-
böck, sich dagegen gewendet hatten. Die Ver-
handlungen haben gestern am Sonntag stattge-
funden, sind aber erfolglos geblieben. Heute
waren infolge dessen im Parlament Kräfte-
verdrängte, besonders da man erfährt, daß

die „Innsbrucker Nachrichten“, ein deutschnatio-
nales Blatt, aus Wien die Nachricht erhalten
habe, daß in Wien der christlichsoziale Flügel
einen Vorstoß gegen die Regierung unternehme
und ihren Sturz herbeiführen wolle. Sowohl
der sozialpolitische Ausschuss, der über die Not-
standsunterstützung, als auch der Finanzausschuss,
der über den Finanzausgleich berät, wurden
heute Nachmittag nach kurzer Dauer auf morgen
vertagt, weil der Bundeskanzler mitteilte, er habe
für heute sechs Uhr abends den Ministerrat ein-
berufen und glaubt, daß dort vielleicht eine Be-
scheidung für die Notstandsunterstützung gefun-
den könnte, die eine vorübergehende Lösung er-
möglicht. Wie im Parlament verlautet, soll diese
vorübergehende Lösung darin bestehen, daß die
Verlängerung bis 25. Jänner erfolgt, weil man
mit den Ertragsnissen der Biersteuer bis dahin
das Auslangen zu finden glaubt und bis dahin
auch zu einem Ausgleich zu kommen hofft. Im-
merhin ist die Situation noch sehr ernst.

Wien, 29. Dezember. (Eigenbericht.) Der
Ministerrat hat bis 9 Uhr abends gedauert. Er
wird morgen im Unteranschuß eine Verlä-
ngerung des Gesetzes über die außerordentlichen
Notstandsunterstützungen bis 25. Jänner be-
schließen lassen. Es wird dazu keine eigene
Beschlussvorlage eingebracht werden, da die
Länder ohnedies erst im Jänner die hierfür be-
stimmten Eingänge aus der Biersteuer erhalten
und diese ausreichend sind. In diesen vier
Wochen sollen auch die Verhandlungen über den
Finanzausgleich und über die definitive Regelung
der Notstandsunterstützungen abgeführt werden.
Damit ist die parlamentarische Krise vorläufig
vertagt.

Vom „Sozialismus“ der NS. mitler, die Großfinanz und mitlers Geldgeber.

Bei uns, wo die sogenannten deutschen
Nationalsozialisten in keinerlei Weise gepun-
gen sind, Farbe zu bekennen und ungetriebener
demagogischer Agitationspolitik sich hingeben
können, spielen sie den wilden Mann, der be-
reit ist, alle Ausbeuter, Banken und Finanz-
kapitalisten zum Gabelstich zu verurteilen.
Nicht ganz so leicht mehr ist ihnen die Demag-
ogie im Reiche gemacht, wo sie eine politische
Partei geworden sind, die nach Macht und
Einfluß streben muß und öfters einer positi-
ven Stellungnahme nicht ausweichen kann.
Will man daher das wahre Wesen dieser sich
bei uns neuzeitens übersozialistisch gebärdenden
Partei erkennen, darf man nicht ihre von
keinem Verantwortungsgefühl gekennnten
Agitationsreden zur Bewertung heranziehen,
sondern muß sie an der Arbeit beobachten.

Ueber Thüringen, das unter der Herr-
schaft des Obernazis Frick zum nationalsozia-
listischen Experimentierfeld geworden ist und
wo die Bevölkerung die Zehnungen des Na-
tionalsozialismus in höchst ernüchternder
Weise kennen lernt, soll hier nicht gesprochen
werden, das wird noch befragt werden. Auch
nicht darüber, daß die Nationalsozialisten in
Deutschland, wie berichtet wurde, für die
armen Kriegstruppen keinen anderen Not wü-
sen, als den: Selbstmord zu begehen, da sie
als lebensuntaugliche Menschen kein Recht
zum Leben haben. Es genügen zur Charakte-
risierung einige kleine Beispiele. Kürzlich lagen
dem Reichstag mehrere von sozialdemokrati-
scher Seite eingebrachte Anträge vor, die den
Nationalsozialisten Gelegenheit boten, ihre
sozialistische Gesinnung zu beweisen. Es waren
dies Anträge, durch welche die Reichs-
räte, die Aufsichtsräte und die
Dividendenempfänger, sowie die
Bezieher von hohen Einkommen
gerechter als bisher zu den allgemeinen Staats-
lasten herangezogen werden sollten. Wie vor-
dem waren diese Anträge zeitgemäßer als jetzt
in der Zeit der großen Volkssnot, wo alle
übrigen Bevölkerungsschichten zu oft unerträglich
Opfern gezwungen sind. Wegen die
Forderung einer zwanzigprozentigen
Vermögensabgabe aber
sprachlich Ditters Mannen aus,
weil, wie nachher einer ihrer Abgeordneten
ausführte, sie „zu drückend“ sei und die
bedauerlicherweise Grobverdiener daran zu-
grunde gehen müßten und die „Brechung
der Zinsnechtschaft“ — das ist der
Hauptschlag in allen nationalsozialistischen
Verfassungen! — befürchten sie in der
Weise, daß sie gegen die erhöhte Be-
steuerung der Lantien- und
Dividendenempfänger geschlos-
sen stimmten. So sieht der „Sozialismus“
der Salenkrenzer in Reinkultur aus!

Mit sicherem Instinkt haben die Repra-
sentanten der Großindustrie und des Kapita-
lismus überhaupt längst schon vorausgesehen,
daß ihnen in der nationalsozialistischen Bewe-
gung kein irgendwie ernst zu nehmender Feind
erwache, vielmehr ein wertvoller Bundesge-
nosse. Vor wenigen Tagen hat Herr Solm-
schen, Präsident des Zentralverbandes des
Deutschen Bank- und Bankiergewerbes,
außerdem Mitglied des Vorstandes anderer
Banken, also einer der Hauptvertreter des von
den Nationalsozialisten angeblich heftig be-
kämpften und verurteilten Bank- und Leihkapi-
tals, in der Generalversammlung des Ver-
bandes eine Ansprache gehalten, die ungemein
viel Liebe und Verständnis für die National-
sozialisten an den Tag legte. Herr Solm-
schen, der nicht immer einen so gut freisich klingenden
Namen gehabt hat und dessen Vater
heute noch Salomonsohn heißt,
beklagte darin das mangelnde Verständnis des
Auslandes für den Ausgang der deutschen
Reichstagswahlen vom 14. September und
stellte das Ereignis als „eine natürliche
Reaktion“ gegen das Treiben der Sieger-

mächte hin. Herr Solmgen begnügte sich aber nicht damit, Herrn Hitler nachzufühlen, er bemühte sich auch, ihm nachzueifern, er erklärte, es müsse „unser aller Bemühen sein, den nationalen Widerstand zu stärken“ und aus seiner Ansprache ging hervor, daß er mit Hitler ein Herz und eine Seele wäre, wenn nicht „dessen beste Gefühle nationaler Würde durch die Vermengung mit wirtschaftspolitischen Utopien und Bestrebungen entwertet“ würden. Also: Hitler und Salomonsohn in einer Front für nationale Würde streitend! Das ist auch dem „Berliner Tageblatt“ zu starke Tabak und es sagt dazu: „Mit dünnen Worten ausgesprochen heißt das: Dr. Solmgen begrüßt die außenpolitischen, militäristischen Ziele des Nationalsozialismus, es föhrt ihn nicht weiter, daß die „breiten Massen“ durch eine solche Politik in die Leiden eines neuen Krieges getrieben werden würden...“

Danach wird es niemanden wundern, daß jene, die Hitler und seinen Anhang zu bekämpfen vorgeben, um das deutsche Volk aus den „Fesseln der Zinsknechtschaft“ zu erlösen, ihr tiefes Verständnis für die nationalsozialistischen Ziele nicht nur durch platonische Sympathieerklärungen, sondern vor allem durch klingende Münze, eingezahlt bei den Kassen des Herrn Hitler, zum Ausdruck bringen. In der in unserem Blatte bereits zitierten Broschüre „Kommt das Dritte Reich?“ berichten die Verfasser Walter Dehne und Kurt Caro auch einiges über die Geldquellen des „Trommlers“: „Am gerade in den Kreisen der Industrie und des Großgrundbesitzes aufblühend und beruhigend zu wirken, machen Hitler und ein enger Kreis seiner Getreuen oftmals Rundreisen durchs Land. Der nationalsozialistische Führer spricht dann im kleinen Kreise, den irgendein Prominenter zusammengerufen hat, zu Industrie- und Bankdirektoren, Rittergutsbesitzern und Fabrikanten. Bei diesen Klubabenden setzt sich Hitler stets die Aufgabe, den Vertretern des Besitzes darzulegen, welche wichtige und unterstützungswürdige Arbeit seine Partei im Kampf gegen links, gegen Sozialdemokraten, Kommunisten und Gewerkschaften leistet. Der klingende Lohn solcher Veranstaltungen pflegt niemals auszubleiben, denn zum Schluß wird immer eine Kollekte für die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei veranstaltet, die dank der Tatsache, daß die Zuhörer sehr kapital-kraftige Herren sind, stets einige Tausende oder Zehntausende von Mark einbringt“. Der Einfluß des sächsischen Spitzenfabrikanten Wutschmann auf Hitler, der den ehemaligen nationalsozialistischen sächsischen Landtagsabgeordneten Kapitänleutnant a. D. Helmuth v. Müde aus der Partei herausgetrieben hat, ist ebenso bekannt, wie die engen Beziehungen Hitlers zu dem reichen Klavierfabrikanten Bechstein und schließlich auch früher erfolgte Unternehmungen der Hitlerbewegung durch Vermittel anderer deutscher, schweizerischer, holländischer und tschechoslowakischer Großverdiener ist bekannt:

„Marx und eindeutig beweist die Finanzgebarung der nationalsozialistischen Arbeiterpartei, soweit sie bisher bekannt geworden ist, und soweit die Parteifassen nicht aus noch dunkleren Quellen gespeist werden, daß der äußerlich großzügige, von Hitler aufgelegene Apparat zu einem erheblich, ja, wie angenommen werden muß, zum überwiegenden Teil von Angehörigen jener Besitzstände unterhalten wird, deren Bekämpfung sich angeblich die Parteitheßen zum Ziel gemacht haben.“

Und das glaubt, die Bewegung in bisher ungeahntem Maße auch auf unser Gebiet übertragen, die großen Massen der deutschen

sozialistisch geschulten Arbeiterschaft gewinnen und den „Marxismus“ niederringen zu können! Wir unterschätzen keineswegs die Gefahr der Möglichkeit, daß die nationalsozialistischen Giftkeime in gewissem Umfange untreue oder von den Kommunisten verbeugte proletarische Schichten zeitweise erfassen, die gegenwärtig sehr hochliegenden Träume unserer Vaterlandskreuzer auf werden ebenso an der Unfähigkeit ihrer Politik, wie an der Treue, der Intelligenz und Reife der deutschen Arbeiterschaft, nicht zuletzt aber an der Verbundenheit der Nationalsozialisten mit der faschistischen, auf die brutalste Entrechtung der arbeitenden Menschen abzielenden Hitlerbewegung zu schanden werden!

Italien am Jahresende.

Locarno, im Dezember 1930.

Das zu Ende gehende Jahr war kein Gutes für den Faschismus. Verschiedenes, was er als ein für allemal beseitigt, überwunden und zerschmettert ausposaunt hat, steht auf einmal wieder da: Staatsdefizit, Wirtschaftskrise, Opposition. Und daneben hat sich der Faschismus noch allerlei Unheil großgezogen, nämlich eine irredentistische Bewegung unter den Slowenen in Friauni, unter den Deutschen in Südtirol und unter der französischen Bevölkerung im Aostatal. Schließlich wird die Diktatur der internationalen Einmünd des Prozeses De Rosa in Brüssel und der Verhandlung gegen Salsani in Lugano auch nicht gerade als Erfolg ihres Regimes buchen.

Trotzdem kann man nicht sagen, daß gerade ein besonderes unerwartetes Unheil über den Faschismus hereingebrochen wäre. Schon im Vorjahr bereitete sich all das vor, was jetzt Wirklichkeit geworden ist; zum Teil war es sogar im Vorjahr schon da, konnte nur vertuscht werden. Jetzt durchbricht es alle Hüllen. Und nun läßt auch das Regime die Maske der Volksfreundlichkeit fallen und denkt nur auf Mittel, sich in dem Sturm oben zu halten.

Daß der Staatshaushalt ein Defizit war, wurde von Fachmännern schon längst behauptet, obwohl die Unübersichtlichkeit des Budgets keine genauen Anhaltspunkte erkennen ließ. Es leuchtet ein, daß die großen Militärausgaben, die ungeheuren, stets wachsenden Kosten für Polizei und Militär, die großen öffentlichen Arbeiten, die Millionenausgaben für Presse und Propaganda im In- und Auslande und der größtenteils sinnlose Prunk, mit dem sich das Regime umgibt, die Leistungsfähigkeit eines von Natur aus armen Landes überschreiten mußten. Des weiteren wuchs man, daß die italienische Regierung sowohl in Frankreich als in den Vereinigten Staaten, in Holland und in Schweden nach einer Anleihe suchte. Im November wurde dann ein Defizit von 729 Millionen für die ersten vier Monate des laufenden Budgetjahres eingestanden, aber die bald darauf folgende Rede des Finanzministers ließ erkennen, daß in Wirklichkeit die Kluft zwischen Einnahmen und Ausgaben größer war und vor allem die nicht aufzuhaltende Tendenz zeigte, noch viel größer zu werden. Der Ertrag aus den meisten Steuern geht in Italien zurück, während die Ausgaben wachsen. Dies das Ergebnis der faschistischen Sanierung, wie es das Jahr 1930 hat jutage treten lassen.

Schon vorher hat Mussolini die Wirt-

schaftslage als ernst bezeichnet. Der Faschismus hat sich in den ersten Jahren von der Welle günstiger Konjunktur hochtragen lassen und hat sich selbst alles Verdienst für die verhältnismäßig gute Situation zugeschrieben. Jetzt ist nun die Krise da, aber an der ist der Faschismus völlig unschuldig. Sie ist ausschließlich ein Rückschlag der Weltkrise. Ursprünglich hatte sich freilich der Faschismus gerühmt, seine Ueberwindung der wirtschaftlichen Egoismen durch den „korporativen Staat“ mache aus Italien eine Oase innerhalb der durch Demokratie und Liberalismus zur Wüste gewordenen Welt. Heute gesteht das Regime die Tatsache der Wirtschaftskrise ein, leugnet es aber, daß die besonders schwere Form, die sie in Italien annimmt, eine Folge der faschistischen Politik sein könne. Daß ein armes Land einen großen Teil seiner gesamten Einnahmen für Militär und Polizei ausgeben muß, daß die des Koalitions- und Lohnrechts beraubte Arbeiterschaft beständigen Lohnkämpfen und also Verminderungen ihrer Kaufkraft unterworfen ist, daß das immerwährende Herumpflücken an der Wirtschaft durch sich teilweise widersprechende Regierungsdekrete den Handel und die Produktion verwirrt und lähmt, daß eine kostspielige und unredliche — weil jeder Kontrolle entzogene — Verwaltung die öffentlichen Kassen erschöpft — das alles soll keinerlei Schuld tragen an der heutigen Krise. Die ist lediglich eine Ausstrahlung von der Depression in Wall Street.

Dieser Verrochtung der Krise durch die Parteibrille entspricht dann auch die von Mussolini verurteilte Kur des Lohn- und Schatzers abbaues, der von acht Prozent bei den Industriearbeitern bis zu 25 Prozent bei den Landarbeitern geht. Das ist in drei Jahren die zweite große Offensive des Faschismus gegen die wehrfähige Bevölkerung. In der von ihr bewirkten kühnsten Erbitterung zieht das neue Jahr heraus.

Aber neben der Wirtschaftskrise und den wohl ebenso unheilvollen Abwehrmaßnahmen des Regimes hat das Jahr 1930 dem Faschismus die Auserkennung der totalitären Opposition gebracht. Auf einmal ist das sich Brüten mit der „begeisterten Zustimmung des ganzen Volkes“ verstummt. Die Opposition, hundertmal totgefagt, steht lebendig da, lautenköpfig. Der Faschismus sieht ein, daß es sinnlos ist, sie zu leugnen; er schreibt seine Angst und Wut hinaus. Mussolini spricht davon, die Widerfächer, „seelenruhig an die Wand zu stellen“. Mit dem Flug über Mailand hat es begonnen. Damals hatten die mit der Abwehr betrauten Ein-

heiten den Kopf völlig verloren. Als die faschistischen Flieger sich einstellten, um Bossanosi abzuschließen, war er längst außer Sichtweite. Seit diesem Tage wittert der Faschismus überall die Bewegung „Giustizia e Libertà“ (Gerechtigkeit und Freiheit), die diesen Flug organisiert hatte. Seitdem dehnt er seine Verfolgungen auf Akademiker und Gelehrte aus, wie die Professoren Rensi, Bellotti, Luzzatti, auf Rechtsanwältler wie Lenzi und Bauer. Wo ohnehin die Fiktion der „im Faschismus geeinigten Nation“ fallen gelassen wurde, schlägt das Regime zu, blindwütig. Der frühere Minister Bellotti ist wegen eines Privatbriefes mit abfälligen Bemerkungen über die herrschende Partei auf fünf Jahre ins Zwangsdomizil geschickt worden, auf dieselbe Zeit wie jener Ex-Podestà von Mailand, Belloni, der bei der Verwaltung der Stadt sich hat Millionenunterschleife zuschulden kommen lassen. Im neunten Jahre seiner Zeitrechnung sieht der Faschismus Widerfächer und Feinde überall: im Heer, auf den Universitäten, in den Banken, in den Fabriken und auf den Feldern. Und wenn er auch im einzelnen daneben greift und viele packt, die keine Verschwörer sind, so täuscht ihn sein Instinkt nicht. Es gibt im ganzen Lande Anhänger von „Gerechtigkeit und Freiheit“. Die von der Diktatur gemachte Ausfaat ist im Jahre 1930 üppig aufgegangen.

Und noch eine Drochenart trägt jetzt ihre verstaubte Frucht: die des Irredentismus. Den Südtirolern, den französisch sprechenden Savoyarden der piemontesischen Alpenländer, den Slowenen in den einst österreichischen Provinzen hat man ihre Sprache verboten. In den Schulen und in den Kirchen, bei den Tausen und auf den Grabsteinen ist diesen Bevölkerungen der Gebrauch ihrer Muttersprache verwehrt. Man hat nicht nur die Namen der Lebenden, man hat auch die auf den Friedhöfen in italienische umgewandelt. Und während die Tochter des italienischen Königs einen Slowenen mit Namen Boris heiratet, verkauft die Staatsanwaltschaft in Friauni auch diesen Namen zwangsweise. Was unter den Savoyarden und Südtirolern verbissener Haß geordnet ist, das ist bei den Slowenen, die die Kochbarkeit eines gleichsprachigen Gebietes — Jugoslawiens — stark macht, mehr oder weniger offene Revolte. Das Bombenattentat auf den faschistischen „Popolo di Trieste“, die Beseitigung von Polizeispitzen, die Erhebung eines italienischen Volksschullehrers — das alles sind die blutigen Etappen der jugoslawischen Irredenta. Die faschistische Regierung hat bis jetzt durch vier Hinrichtungen geantwortet und hat es durch ihre freihheitsfeindliche Politik fertig gebracht, daß heute in der vorwiegend italienischen Stadt Triest, für deren Erlösung von der Fuchel der Habsburger so viele Italiener in den Tod gegangen sind, die Slowenen und ihre nationale Selbstbehauptung das ideale Ubergewicht und die ständige Vorkherrschaft erlangt haben. Die faschistische Verdrückung hat Triest den Slowenen ausgeliefert. Was die Habsburger immer erstrebten, es zu einer slowenischen Stadt zu machen, das hat der Faschismus vollbracht.

Auch sonst hat das Regime im Jahre 1930 manches vollbracht, um italienischem Wesen und geschichtlichen Errungenschaften Mißtrau zu tun. Der Nationalfeiertag vom 20. September, dem Datum des Sturzes der weltlichen Herrschaft des Papstes, ist abgeblasst und durch den Jahrtag der Lateranverträge ersetzt worden. Man hat ja Rom dem Papste zurückgegeben, im Geiste wenigstens, warum sollte man da den Tag feiern, durch den es im Jahre 1870 zur Hauptstadt Italiens wurde? Weiter

Billo, Sohn von Wotan

Von J. O. Curwood.

(Copyright by Frandsche Verlagshandlung, Stuttgart.)

Es gingen viele Kaninchen in Pierrots Falen. So litt Billo keine Not. Spät am Nachmittag er reichte er die zweite Hütte, nachdem er schon seit zehn Stunden unterwegs war. Die Enttäuschung hier war aber nicht so bitter, denn er hatte nicht mehr viel erhofft. Diese Hütte war noch tiefer eingeschneit als die letzte. Der Schnee lag 90 Zentimeter tief vor der Tür, das Fenster war mit einer dicken Eiskeuste überzogen. Hier, am Rande einer großen lichten Stelle, die von dem dichten Wald im Hintergrund nicht geschützt war, hatte Pierrot ein Dach für sein Feuerholz errichtet, und da schlug Billo für einige Zeit sein Lager auf. Den ganzen nächstfolgenden Tag ging er nicht über die Grenze des Reviers hinaus. Er streifte am Rand der lichten Stelle entlang und suchte die kurze Strecke ab, über die ein halbes Dutzend Falen verteilt waren, die Pierrot und Repeese durch einen Sumpf gelegt hatte, in dem viele Anzeichen für das Vorhandensein von Luchsen sprachen. Das war am dritten Tag, bevor er sich anschickte, zum Grey Loon zurückzukehren.

Billo hatte es nicht eilig. Für die vierzig Kilometer von der einen zu der anderen Hütte brauchte er diesmal volle zwei Tage. In der zweiten Hütte hielt er sich drei Tage lang auf und am neunten Tag endlich erreichte er den Grey Loon. Hier hatte sich nichts verändert. Es waren keine andern Spuren im Schnee zu finden als seine eigenen, die er neun Tage vorher hinterlassen hatte. Seine Nachforschungen nach Repeese geschahen jetzt mehr oder weniger unfreiwillig, sie wurden eine Art täglichen Gangs. Für eine ganze Woche ließ er sich in

dem Hundestall nieder. Zum mindesten zweimal lehrte er täglich zwischen Morgendämmerung und Abend zu dem Indianerzelt und dem Felspalt zurück. Seine Fahrte, die im Schnee bald festgetreten war, war so unabänderlich wie Pierrots Jagdweg. Sie zog sich schnurgerade durch den Wald zu dem Felt und bog dann leicht nach Osten aus, daß sie den gefrorenen Teich, in dem Repeese während des Sommers zu schwimmen pflegte, kreuzte. Vom Felt aus führte Billo's Fahrte kreisförmig durch den Teil des Waldes, in dem Repeese gerne einen Armvoll karmesinroter Blumen pflückte, und dann zu dem Felsen am Rande der Schlucht, hinunter in die kleine Höhle in die Tiefe und von hier zurück zum Hundestall. Dann aber änderte Billo plötzlich seine Lebensweise. Er verbrachte eine Nacht im Indianerzelt und hernach schlief er ständig in dem Felt, wenn er sich am Grey Loon aufhielt. Die beiden Decken bildeten sein Bett — sie gehörten zu Repeese! Hier wartete und wartete er den langen Winter hindurch.

Wenn Repeese im Fieber zurückgekehrt und ihm unerwartet begegnet wäre, hätte sie einen ganz andern Billo wiedergefunden. Er sah mehr denn je einem Wolf ähnlich; er heulte, aber nicht wie ein Wolf, sondern knurrte in der hintersten Kehle, wenn er das Geulen der Wölfe hörte. Mehrere Wochen lang hatte ihn das alte Jagdgebiet mit Nahrung versorgt, jetzt aber ging er selber auf die Jagd. Innerhalb und außerhalb des Fettes lagen Knochen und Fellstücke verstreut umher. Einmal jagte er im tiefen Schnee allein ein Stück junges Rotwild und tötete es. Dann folgte er in einem wilden Hebersturm einem Karibubullen so dicht auf den Felsen, daß dieser einen Felsen hinunterstürzte und das Genid brach.

Billo ging es gut, er wurde groß und stark und wuchs rasch zu einem Riesen seiner Art heran. In einem halben Jahr wird er so groß

sein wie Wotan, und seine Kiefer waren jetzt schon beinahe so stark wie die seines Vaters. Dreimal hatte er im Laufe dieser Winters einen Kampf zu bestehen. Das einmal mit einem Luchs, der von einem Windbruch aus auf ihn herabprang, während er ein frisch-erlegtes Kaninchen verzehrte, und die beiden andern Male mit einzelnen Wölfen. Der Luchs setzte ihm unbarmherzig zu und flüchtete dann in den Windbruch zurück. Den jüngeren der beiden Wölfe hatte er getötet, der Kampf mit dem zweiten aber endete unentschieden. Billo wurde immer mehr und mehr ein Ausgestoßener, der mit seinen Träumen und seinen aufblühenden Hoffnungen für sich lebte. Und er träumte wirklich. Oft, wenn er im Felt lag, vermeinte er die süße Stimme Repees zu hören, es war ihm, als hörte er sie rufen und lachen — seinen Namen rufen. Oft stand er, der alte Billo, für einen kurzen Augenblick auf, warf sich aber bald wieder mit einem leisen, kummervollen Winseln auf seine Lagerstatt. Und immer, wenn er einen Zweig rascheln oder sonst ein Geräusch im Wald hörte, schoß zuerst der Gedanke an Repeese durch sein Hirn. Jawohl, sie wird eines Tages wieder kommen! Dieser Glaube bildete einen Teil vom Dasein, ebenso wie die Sonne, der Mond und die Sterne.

Der Winter ging seinem Ende entgegen. Es kam der Frühling. Billo jagte noch immer auf seinen altgewohnten Wegen, hier und da drang er sogar bis zu der ersten der beiden Jagdhütten vor. Die Falen waren jetzt verrostet und zugeschnappt, der schmelzende Schnee ließ Knochen und Federn zwischen den Felsen zurück. Unter den Nordfallen lagen Teile von Jellen und draußen auf dem Eis der Seen die Skelette von Füchsen und Wölfen, die an den Giftbroden verendet waren. Allmählich schwand der letzte Schnee und die angeschwollenen Bäche und Ströme sangen ihre Melodie in den Wäldern

und Schluchten. Das Gras wurde wieder grün, die ersten Blumen sprossen hervor.

Jetzt wäre für Repeese die richtige Zeit der Heimkehr, so wartete Billo voller Zuversicht auf sie. Er ging noch häufiger zu ihrem Schwimmteich hinüber und hielt sich noch näher bei der abgedraunten Blockhütte und dem Hundestall auf. Zweimal sprang er in den See und schwamm winselnd umher, als ob ihn Repeese jetzt, wie bei ihren früheren Wasserspielen, begegnen müßte. Und als der Frühling endlich dem Sommer wich, befahl ihn neue Hoffnungslosigkeit, Schwermut und Gland. Die Blumen standen jetzt alle in schönster Blüte und sogar die wilde Rebe glühte wie Feuer in den Wäldern. Allmählich wuchs ein grüner Rasenteppich über dem verrosteten Hausen, auf dem einst die Blockhütte gestanden hatte. Die blaublütigen Reden, die das Grab von Repees Mutter bedeckten, reichten bis zu Pierrots Grab hinüber, als hätte es die Mutter getan. All diese schönen Dinge hatten sich ereignet, die Vögel hatten sich gepaart und hatten genistet, Repeese kam noch immer nicht! Da stürmte wieder etwas auf ihn ein, seine letzte Hoffnung vielleicht, sein letzter Traum — und eines Tages sagte er dem Grey Loon Lebewohl.

Niemand kann beschreiben, was es ihn kostete, von hier fortzugehen. Niemand kann sagen, wie er gegen die Dinge kämpfte, die ihn an das Felt, an den Schwimmteich, an die vertrauten Waldwege und die beiden Gräber, die jetzt nicht mehr so einsam unter der hohen Fanne lagen, fesselten. Aber Billo ging fort. Eigentlich ohne Grund, er ging einfach. Billo zog dem großen Abenteuer entgegen, indem er von hier fortging.

Troben im Norden wartete es auf ihn, und in nördlicher Richtung ging er davon.

(Fortsetzung folgt.)

hat die Kammer noch im Dezember 1930 selbst den äußeren Schein der Volksobervertretung abgelegt, um sich selbst als Parteiverbreitung zu profilieren. Es ist nämlich beschlossen worden, daß der Ausschluß aus der tatsächlichen Partei für den Abgeordneten den Verlust des Mandats bedeutet und die Suspendierung von der Parteimitgliedschaft alle parlamentarischen Privilegien, also auch der Immunität, aufhebt. Wenn es in Italien noch eine Verfassung gäbe, so wäre das eine Verfassung, die dem Volk kein Recht gibt, seinen Vertreter im Parlament jederzeit gemessen werden zu lassen. Die Sache hat nur eine formale Bedeutung, da es ja in Italien weder Volksobervertretung noch Parlament gibt. Sie wirkt wie ein offizieller Grabstein auf dem Hügel dieser beiden Toten.

Wichtig und folgenreicher läßt sich die äußere Politik des Faschismus am Jahresende an. Sie wird durch die steigende innere Erschütterung des Regimes bestimmt, das im Ausland Stützpunkte sucht und gleichzeitig im eigenen Lande eine Krisenstimmung schüren will, die von der inneren Not und Schandwirtschaft ablenkt. Jetzt orientiert sich der Faschismus nach dem Balkan und nach Rußland, hält aber immer ein schmerzhaftes Auge auf die deutschen Nationalsozialisten für einen Krieg gegen Frankreich. Wenn man von der russischen Autokratie sagte, daß sie gemindert war durch den Weltkrieg, so kann man von den italienischen Kriegsgelassen sagen, daß sie gemindert sind durch ... Geldknappheit. Sollte sich heute Frankreich zu der Milliardenanleihe entschließen, die der Faschismus so bitter nötig braucht, so würde Frankreich mit einem Schlag aus dem Erbfeind wieder zur romanischen Schwester. Die Außenpolitik des Faschismus ist insofern drohend, als sie eine Desperado-Politik ist, die den Krieg als Ausweg aus inneren Wirren bereit hält, und weil Italien das organisatorische Zentrum der gesamten Reaktion in Europa ist. Im Jahre 1930 ist zum ersten Mal die Formel vom Faschismus als Zukunft Europas aufgetaucht.

Für die sozialistische Partei Italiens war das Jahr bedeutungsvoll. Hat sich doch endlich im Jahre 1930 die langjährige Einigung zwischen Maximalisten und Einheitssozialisten in Paris vollzogen, die einem in ganz Italien gehegten Wunsch unserer Genossen entsprach. Wir dürfen den Ueberblick über das Jahr nicht schließen, ohne unserer Toten zu gedenken. Giuseppe Garibaldi und Camillo Prampolini, die über dreißig Jahre für die Sache des Sozialismus gewirkt haben — im Parlament, in der Presse, in Gewerkschaften und Genossenschaften — sind uns durch den Tod entrissen worden, ohne den Dämmer des neuen Tages sehen zu dürfen, der doch auch für Italiens Volk hereinbrechen muß. Zahlreiche der Unseren sind ins Juchhaus und ins Zwangsdomizil gewandert, so Filippo, der frühere Bürgermeister von Mailand, der Major Parri, der seinerzeit Turatis Plüsch ermächtigt hat und viele andre.

Reaktion und Wirtschaftskrise sind für Italien noch im Wachen, aber viele Zeichen sprechen dafür, daß das neue Jahre wirklich ein neues Jahr werden wird. Das Jahr 1930 hat die Parole gegeben: Gerechtigkeit und Freiheit. Für sie werden die italienischen Sozialisten im Lande und in der Emigration weiter kämpfen, um durch den Kampf ihrer Würdig zu werden.

Trauerfeier für Eduard David.

Berlin, 28. Dezember. In der Halle des Parkfriedhofes zu Lichterfelde fand heute die Trauerfeier für den verstorbenen Reichsminister a. D. Dr. David statt. Reichskanzler a. D. Müller zeichnete das Lebensbild des Verewigten als eines Kämpfers, Politikers, Staatsmannes, eines lauterer und ehrenhaften Menschen, verlässlichen Freundes und treuen Kampfgefährten. Reichswehminister Dr. Groener widmete dem Verstorbenen namens der Reichsregierung einen letzten Gruß. Er unterstrich die vaterländische Gesinnung, die der Verstorbene mit Wahrung seiner parteipolitischen Ueberzeugungen in vollkommener Einheit zu verschmelzen wußte.

Der Nachfolger Bratiansu.

Bukarest, 28. Dezember. (D.M.) Der Vorstand der liberalen Partei schritt heute an die Wahl des Nachfolgers für den verstorbenen Führer Vintila Bratiansu. Dinu Bratiansu, der Bruder des Verstorbenen, schlug als Nachfolger den früheren Außenminister Luca vor, der dann durch Zufall gewählt wurde.

Morgen wird der neue Parteiführer Luca die Vertreter der Auslandspresse empfangen, um Erklärungen über sein Programm abzugeben. Wie es heißt, wird die liberale Partei die Revision der wirtschaftlichen Grundzüge über die Zusammenarbeit mit ausländischen Kapitalisten durchzuführen versuchen.

Polnische Einmünderungsverluste.

Kattowitz, 29. Dezember. (Waff.) Wie die „Polka Zachodnia“ meldet, trat Innenminister Skladkowski gestern in Kattowitz ein und begab sich ohne weiteren Aufenthalt in Begleitung des Präsidialchefs der Wojewodschaft nach denjenigen Ortshäusern, in denen sich gemäß der deutschen Note an den Völkerverband Terrorakte gegen die deutsche Minderheit abgepielt haben. Angeblich soll der Minister sich bei dieser Informationsreise nicht nur mit den Auslagen der örtlichen Behörden beschäftigen, sondern auch die Geschädigten selbst befragen.

Krebs contra Krebs.

Welches ist der wahre Nationalsozialismus?

In den „Nationalsozialistischen Briefen“, einer offiziellen Parteizeitschrift der reichsdeutschen Hitlerianer, ist im Heft 10 des 4. Jahrganges ein Artikel „Partei und Gewerkschaften“ erschienen, als dessen Autor ein Dr. Krebs zeichnete, hinter dem unser Karlsbader Bruderblatt niemanden anderen als unseren alten Bekannten, Hans Krebs, verzeichnete. Daß er als Doktor figurierter, konnte ebensogut ein drucktechnischer Irrtum wie eine leise Uebersetzung sein. Haben doch die Jung und Krebs sich zu wiederholten Malen in Deutschland auf Plakaten als die Führer des Sudetendeutschen aufständigen lassen, warum sollte man sie schließlich nicht auch Dr. nennen — wo notabene heute doch jeder Jud schon Dr. ist?!

Aber diese Titelfrage ist von nebensächlicher Bedeutung. Worauf es ankommt, ist der Inhalt des Artikels, der aus den Schlussfolgerungen genügend deutlich wird. Es heißt da wörtlich:

„Unsere Aufgabe ist der Bau des Dritten Reiches. Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß diese Aufgabe vor allem eine finanzielle ist. Wenn es uns nicht gelingt, in absehbarer Zeit wieder einen wahren deutschen Staat zu schaffen, dann sind alle völkischen Erneuerungsbestrebungen sinnlos. Ist diese Erkenntnis richtig, dann sind auch alle Kräfte für die Lösung dieser Aufgabe einzusetzen. Jeder Mann und jeder Fleckchen gehören in die staatliche Angreiffront.“

Wir haben keine sozialen Reformen durchzuführen, weder Häuser zu bauen, noch Volksspeisungen einzurichten.

Unser soziales Examen haben wir erst nach der Richterprüfung abzulegen. Heißt müssen wir uns nur Gedanken machen darüber, was wir jetzt tun wollen.

Natürlich braucht auch die staatliche Kampffront eine Klappe, die für Nachschub von materiellen und geistigen Reserven sorgt. Mit unzähligen Arbeitslosen kann man auf die Dauer nicht kämpfen; mit Menschen, die kulturell jüdischem Geist verfallen sind, lassen sich auch keine politischen Siege erringen. Aber alles dieses darf eben nur Mittel zum Zweck, nicht aber Selbstzweck sein. Damit aber ist unsere Stellung zu den Gewerkschaften klar gekennzeichnet.“

Der Karlsbader „Volkswille“ erhielt daraufhin von Herrn Abgeordneten Hans Krebs, Aufsicht, eine Berichtigung, in der Krebs natürlich nicht bestreiten kann, daß jener Artikel erschienen ist, wohl aber mit aller Energie dementiert, daß er den Artikel verfaßt habe. Er stamme von einem anderen Krebs, Hans Krebs oder mit ein übriges und erklärt dem „Volkswille“, daß er die durchaus entgegengelegten Ansichten vertritt. In seinem Schreiben heißt es — was den Ausführenden des andern Krebs gleich gegenübergestellt sei — wie folgt:

Der reichsdeutsche Abg. Hans Krebs schreibt: „Wir haben keine sozialen Reformen durchzuführen, weder Häuser zu bauen noch Volksspeisungen einzurichten.“ ... daß ich immer dafür eingetreten bin, daß soziale Reformen durchzuführen seien, daß Häuserbauaktionen durchgeführt werden sollen und daß die sozialen Interessen der arbeitenden Bevölkerung mit aller Energie zu vertreten sind.“

„Unser soziales Examen haben wir erst nach der Richterprüfung abzulegen.“ ... daß ich immer dafür eingetreten bin, daß schon in der Gegenwart alle sozialen Forderungen des schaffenden Volkes mit größtem Nachdruck vertreten und erfüllt werden sollen.“

„Aber alles dieses darf uns nur Mittel zum Zweck, niemals aber Selbstzweck sein.“ ... daß ich immer den Standpunkt vertreten habe, daß die Gewerkschaftsarbeit und die soziale Tätigkeit wichtige Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft zu erfüllen haben.“

Wenn der Herr Krebs glaubt, mit dieser Art Berichtigungen der Ehre seiner Partei zu

dienen, so hat er die Wirkung, die sie auf denkende Menschen haben muß, doch wohl sehr eingeschränkt! Was kann man von einer Partei halten, die auf der einen Seite offiziell die Theorie züchtet, daß alle Sozialpolitik einen Dreck wert sei und auf der andern Seite einen Pfahler hat, der just das Gegenteil behauptet?

Der Fall wird aber interessanter und komplizierter noch dadurch, daß Herr Hans Krebs auch der Chemnitzer „Volkstimme“, die den Artikel der „Nationalsozialistischen Briefen“ ebenfalls zitiert hatte, eine Art Berichtigung unter Vorlegung seiner Ansichten schickte. Daß der Hans Krebs im Zustand nicht mit seinem radikalen Rassenwetter verwechselt sein will und in Karlsbad erklären läßt, wie er sich das Dritte Reich vorstellt, ist verständlich. Warum in aller Welt aber läßt er das auch in Chemnitz veröffentlichen und noch dazu der Redaktion eines sozialdemokratischen Blattes? Um sich mit dem andern Krebs auseinanderzusetzen, wären doch die „Nationalsozialistischen Briefen“ oder sonst ein völkisches Blatt der geeignete Ort. Statt dort dem Dr. Krebs zu antworten und seinen Nationalsozialismus zu vertreten, macht unser Hans Krebs dem sozialdemokratischen Chemnitzer Blatt gewissermaßen vertrauliche Geständnisse.

Ein sonderbares Vorgehen, das nur so zu erklären ist, daß für die Auffassungen des Hans Krebs eben in nationalsozialistischen Blättern Deutschlands kein Raum ist, daß man ihn dort wahrscheinlich überhaupt nicht veröffentlichen würde.

Herr Krebs hätte natürlich klüger gehandelt, seine lehrerischen Ansichten für sich zu behalten und nicht in Chemnitz durch das Hintertürchen eines sozialdemokratischen Blattes erklären zu lassen, daß er den Nationalsozialismus deutschen Rezeptis, wie ihn Dr. Krebs vertritt, für einen Unsinn halte.

Aus dieser ganzen spheerischen Affäre Krebs contra Krebs ersieht man aber den ganzen Luxurismus dieses Nationalsozialismus und die lächerliche Komödie, die unsere Hakenkreuzler aufzuführen. Es ist ja in allen Fällen, wie in dem einen.

In Deutschland für die Diktatur — bei uns für die Demokratie, in Deutschland für den Militarismus — bei uns für die Abrüstung, in Deutschland für das Herrenrecht — bei uns für Autonomie und nationale Gleichberechtigung, dort für despotische Verdrängung von Landesverrat und ähnlichen Vergehungen — hier für die Freiheit der Ueberzeugung, dort für Raub und Katastrophe — hier für positive Mitarbeit.

Nicht in einem Punkte können die Nationalsozialisten das reichsdeutsche Programm hierzulande wirklich vertreten und sie kommen in die ärgste Verlegenheit, wenn sie auch nur eine ihrer reichsdeutschen Forderungen bei uns vertreten sollen. Dennoch aber können sie die materielle und geistige Hilfe des großen Jahrmarktbesuches im Reich nicht erwidern. Sie müßten das Geld und den Gruß, die Phrasen und Schlagworte von Hitler übernehmen und mit ihnen ein ganz anderes Programm verfechten. Eines von beiden muß gelogen sein.

Der Herr Hans Krebs müßte natürlich von dem abtrüben, was sein PK. Krebs als nationalen Sozialismus deklariert hat. Indem er aber abtrübt, und zwar in Briefen an sozialdemokratische Redaktionen, offenbart er den ganzen Jammer dieses „Sozialismus“, die ganze Zweispaltigkeit des Programmes, das da und dort ein grundtätlich anderes sein will. Daß es denkende Menschen geben soll, die angesichts dieser babylonischen Verwirrung noch immer keinen Verdacht schöpfen, ob nicht der ganze Vorher faul sei, kann man nicht glauben. Es soll zwar hierzulande bürgerliche Fortschrittler geben, die den Herrn Karg, der Greifen kann es und es, je nachdem, ob es für ein Bürgerblatt oder für den „Tag“ bestimmt ist, für einen Avdubund journalistischer Ehrerbitterkeit halten, aber daß es politisch würdige Leute gibt, die zwischen jenem und diesem Krebs einer ernsthaften und ehrlichen Nationalsozialismus für möglich halten, das kann uns doch keiner weismachen!

Der „Arbeiterführer“ Hitler im Frack bei Großindustriellen.

Berlin, 29. Dezember. (Eigenbericht.) Hitler hatte sich vor kurzem heimlich in Dortmund aufgehalten, was seinerzeit von der dortigen Leitung der Hakenkreuzler entschieden dementiert worden war. Jetzt ist erwiesen, daß dieses Dementie falsch ist und daß Hitler vielmehr während seines dreistündigen Aufenthaltes dem Westfälischen Industriellenklub einen Besuch abstattete. Dem Klub gehören fast ausschließlich Vertreter der westfälischen Großindustrie an. Auch Vertreter des Bergbauvereins nahmen an den Besprechungen teil.

Welcher Art sie waren, läßt ein am 10. Dezember gehaltenen Vortrag des Münchener Hakenkreuzlers Dr. Jung über „Europäische Versuche zur Rettung der Privatwirtschaft“ unter besonderer Berücksichtigung ver-

traulicher Gespräche mit Mussolini“ erraten. Hitler hat sich ähnlich wie bei den Berliner Bank- und Börsenfürsten auch den Kohlenbaronen und Eisenindustriellen des Ruhrgebietes angediebert, wahrscheinlich um ihnen klar zu machen, daß seine Partei mit Sozialismus nichts zu tun hat und den Namen Arbeiterpartei nur zum Zweck des Stimmensfangs führt. Die Herren des Westfälischen Industriellenklubs sollen jedenfalls den Eindruck gehabt haben, daß Hitler im gegebenen Fall auf ihrer Seite stehen würde.

Keinlich soll es in Hamburg gewesen sein, wo Hitler kürzlich dem Nationalen Klub, einer Vereinigung von Großunternehmern, im Frack seinen Besuch machte.

Der sozialdemokratische Wahlsieg in Budapest.

Wir haben über den Ausgang der Gemeindevahlen in Budapest bereits geschrieben. Für die Sozialdemokratie ist der Wahlerfolg sehr erfreulich, denn die Partei ist mit ihren 37 Mandaten die zweitstärkste Partei im Budapester Rathaus geworden. Es haben außerdem bekommen die ebenfalls oppositionellen Demokraten 16 Mandate, die Liberalen 14, die Christlichen Demokraten 10, alle oppositionellen Parteien zusammen 77 Mandate. Demgegenüber erhielt die regierende christlichsoziale Partei 46 Mandate, der kommunale Regierungsbund 22, die Frontkämpfer 5 Mandate, zusammen 73 Regierungsmandate. Die Opposition hat also die Mehrheit und die Niederlage der regierenden Clique ist schwer. Allerdings werden sich die Regierungsparteien die Mehrheit verschaffen, und zwar dadurch, daß der größte Teil der ernannten Mitglieder der Gemeindevertretung in Budapest — so schaut die Demokratie in Ungarn aus! — eben dem Regierungslager entnommen werden. Der sozialdemokratische Wahlerfolg geht auch aus folgendem hervor: Die christlichsoziale Partei erhielt 73.000 Stimmen, der Kommunalklub 34.000, die Frontkämpfer 8600, dagegen die Sozialdemokraten 72.593, die Christlichen Demokraten 17.900, die Demokraten 27.641, die Liberalen 29.064. Prozentuell verteilen sich die Stimmen wie folgt: Die Christlichsozialen 27,6 Prozent, der Kommunalklub 13,7, die Frontkämpfer 3,3, die Sozialdemokraten 27,2, die Liberalen 10,9, die Demokraten 10,5 und die Christlichen Demokraten 6,8 Prozent. Der Regierungsbund erhielt 44,6 Prozent, die Opposition dagegen 55,4 Prozent aller Stimmen. Die Entwicklung der Sozialdemokratie geht daraus hervor, daß die Partei im Jahre 1925 21,6 Prozent, nunmehr aber 27,7 Prozent der abgegebenen Stimmen erhielt. In zahlreichen Wahlbezirken ist die Sozialdemokratie die stärkste Partei.

Für die Beschränkung der Hopfenanbaufläche.

In der letzten Ausschüttung der Deutschen Sektion des Landeskulturrates, die am Freitag in Prag stattfand, fand auch die schlechte Lage des Hopfenbaues zur Diskussion. Abgeordneter Dominik Leibl hat als Vertreter der kleinen Landwirte folgenden Antrag eingebracht:

Wie bekannt, befindet sich der Hopfenbau in einer furchtbaren schweren Krise, die sich zur wahren Katastrophe auswächst.

Folgende Tatsachen beweisen dies: In der gesamten Republik wurden bisher 15.000 Hektar besser Boden mit Hopfen bepflanzt. Die im Jahre 1930 heringehragte Ernte betrug 255.000 einfache Zentner. Der heimische Bedarf beläuft sich auf rund 50.000 bis 55.000 Zentner. Für Export kommen nurmehr 100.000 Zentner in Frage, so daß 100.000 Zentner unverkäuflich erscheinen. Eine Steigerung der Ausfuhr ist deswegen unmöglich, weil im Auslande der Hopfenbau forciert wird.

Das Ueberangebot auf der einen Seite und der Minderertrag auf der anderen Seite haben die Preise weit unter die eigenen Gestehungskosten des Landwirtes herabgedrückt. Die Existenz tausender Landwirte, besonders der Kleinbauern, ist dadurch aufs ernstliche gefährdet.

Daraus ergibt sich die zwingende Notwendigkeit, den so wertvollen Hopfenbau durch entsprechende Maßnahmen vor dem völligen Ruin zu bewahren.

Abgesehen von den bereits ergriffenen, begründeten Maßnahmen zur Bänderung der momentanen Notlage erscheint mir eine planvolle Regelung der Produktion in Zukunft dringend vonnöten. Eine Verringerung der Anbaufläche ist das einfachste und wirksamste Mittel, um einer unersichtlichen katastrophalen Ueberproduktion des Marktes mit Hopfen zu begegnen. Eine Einschränkung müßte mindestens 3000 Hektar umfassen.

An Stelle des unrentabel gewordenen Hopfens vor allem ist der Anbau von Hartweizen zu empfehlen, der im Inlande ablosfähig ist, nachdem ja die heimische Weizenproduktion den Bedarf nicht vollständig deckt.

Damit die Umstellung von allen in Frage kommenden Interessenten tatsächlich vorgenommen werden kann, schlage ich vor, daß aus Staatsmitteln eine Beihilfe in Form von unentgeltlichen Original-Saatgut an jene Landwirte geteilt wird, die aus eigenen Mitteln aufgerichtet sind, die Umstellung durchzuführen. Zur Begründung sei angeführt, daß bei dieser Umstellung der Landwirt die hohen Investitionskosten für den Hopfenbau (rund 20.000 K pro Hektar) größtenteils verliert und angesichts der tiefen Verluste, speziell des letzten Jahres, keine Geldmittel vorhanden sein können.

Der Landeskulturrat wird dringend ersucht, alle notwendigen Schritte vorzunehmen.

Dieser Antrag wurde im Landeskulturrat angenommen. Damit ist wiederum bewiesen worden, wie es gerade der Zentralverband der deutschen Kleinbauern und Häusler ist, der sich mit praktischen Vorschlägen um die Besserung der Lage der kleinen Hopfenlandwirte bemüht. Bezeichnend ist, daß bisher von keiner Seite ein derart praktischer Vorschlag gemacht wurde.

Tagesneuigkeiten.

Der amerikanische Obdixens.

Diebstahl und listentreich.

Paris, 28. Dezember. Die Agence Havas meldet aus New York, daß der bekannte amerikanische Flieger Levine, der bekanntlich in Österreich verhaftet und kürzlich aus der Haft entlassen wurde, in New York eingetroffen ist. Levine wird nunmehr von den amerikanischen Gerichten verfolgt, die Kaskarnung verlangen, auf welche Weise er zu dem ihm im Dezember vorigen Jahres von unbekannten Tätern bei Uebertragung von einer Bank in die andere gestohlenen Aktien gekommen ist. Es wurde festgestellt, daß sich Levine auf diese Aktien einen erheblichen Geldbetrag von einem Bankinstitut ausgeliehen hat.

Das Erdbeben von Salta.

Salta (Nordwestargentinien), 28. Dezember. Vier weitere Todesopfer des Erdbebens wurden heute in der Stadt Lapoma geborgen, so daß die Zahl der Toten sich nunmehr auf 39 stellt. Schwerverletzt sind 33, vermißt mehrere Personen. Seit gestern mittag wurden zehn weitere Erdstöße verspürt. Die Einwohner der durch das Erdbeben zerstörten Stadt sind auf einem freien Platz in Zelten untergebracht.

Erdbeben und Häufereinfurz.

Nagier, 28. Dezember. Im Eingeborenenviertel wurden Samstag abends zwei Häuser, die an einem Abhang standen, durch einen Erdstöß verhängt. Dem Unstuf sollen etwa dreißig Personen zum Opfer gefallen sein. Die Feuerwehr hatte bis zu Beginn der Nacht erst drei Leichen geborgen.

Nagier, 28. Dezember. Bis in die heutigen Abendstunden wurden aus den Trümmern der eingestürzten Häuser sieben Leichen geborgen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Zahl der Opfer beträchtlich ist, da zur Zeit des Einfurzes in einem der verhängten Häuser gerade eine arabische Hochzeit gefeiert wurde.

Gewietrußische „Delikatessen“.

In allen Stadteilen Moskaus sind jetzt staatliche Geschäfte eingerichtet, schreibt der Berliner „Vorwärts“, in denen Lebensmittel ohne Karten und ohne Neuenbegrenzung abgegeben werden. Käse und Butter kosten dort jedoch pro Kilogramm 20,50 R., eine Büchse Gemüses oder Obstkonserve 10,40 R., Butter 31,20 R. Es handelt sich um Waren, die auf Karten überhaupt nicht oder wie Butter, nur an Kinder in sehr geringen Mengen von einigen hundert Gramm abgegeben werden.

Diese Geschäfte nennen sich bezeichnenderweise Delikatesshandlungen, obwohl darin nur gewöhnliche Volksnahrung zu finden ist. Die Preise sind jedoch so hoch, daß Menschen mit Durchschnittseinkommen nicht dort kaufen können. Unter der Leitung „Mobilisierung der Mittel der Produktion“ macht der Staat somit dem Lebensmittelwucher am freien Markt mit seinen durchschnittlich 10 Mark über den staatlichen Festpreisen für rationierte Lebensmittel liegenden Forderungen erfolgreiche Wettbewerbs.

In diesen Preisen kommt im übrigen die neue russische Inflation zum Ausdruck.

Schießerei in einer Bukarester Redaktion.

Bukarest, 29. Dezember. (O.A.) In der Redaktion des Blattes „Coborul“ fand sich heute nachmittags gegen 16 Uhr ein junger Student ein und verlangte mit dem Blaudirektor Socor zu sprechen. Im Arbeitszimmer des Direktors geführt, legte er ein Geluch vor, zog aber gleichzeitig einen Revolver. Socor packte den Studenten sofort an der Hand, wobei zwei Schüsse losgingen. Der Angreifer verletzte Socor mit dem Revolvergeschloß am Kopf, wurde jedoch durch das herbeiläufige Redaktionspersonal entwischt.

Mein alter Kalender.

Dezembersturm jagt in heulenden Strahlen ums Haus, kalter Regen klocht gegen die Scheiben, der fliegende Schrei jehender Wüdgänge lönt durch die regenfeuchte Lede.

Es ist noch früher Mittag, und schon dreht sich draußen dümmriges Dunkel. Gedanken kommen und gehen.

Auf meinem Tisch leht vor mir ein Kalender mit schönen großen Bildern, eine wie die andere. Nun zeigt er schon die letzten Dezemberstage an. Und ich weiß nicht, plötzlich müssen sich meine Gedanken mit dem Kalender auf dem Tisch beschäftigen.

Das ganze Jahr hindurch war er mein treuer Begleiter, grühte mich, wenn der junge Tag aufstand, und wenn abends die Arbeit ruhte, war er wieder da. Und am Tage... wie oft mußte er mir sagen, wie weit wir in der Zeit seien. Ein Blatt ums andere gab er her, und immer wieder zeigte er ein neues Gesicht. Bereitwillig stand er mir immer zu Diensten. Nicht nur, daß er die Wochen- und Monatsstage angab, er wählte oft viel mehr. Damals, als er noch sein säublich an der Wand hing, habe ich ihm allerlei Heimlichkeiten

Der Verhaftete gibt an, Dumitrescu zu heißen, 18 Jahre alt und Schüler des Lyzeums in Jacea zu sein. Er will vom Führer der antisemitischen „Gruppe des Professors Guzo“, dem Advokaten Lefter, geschickt worden sein, der ihm auch den Revolver verschafft hatte. Socor ist ein unpersonlicher Feind des Professors Guzo.

Wien schafft 50 Tagesheimstätten für Jugendliche.

Wien, 29. Dezember. (O.A.) Heute wurden in Anwesenheit von Vertretern der Regierung und der Gemeinde Wien 50 Tagesheimstätten eröffnet, die den berufslosen manuellen jugendlichen Arbeitern sowie den erwerbslosen jugendlichen Angehörigen, Lehrlingen und Lehrlinginnen und der studierenden Jugend, soweit auch diese von der Erwerbslosigkeit betroffen ist, in der Zeit von 14 bis 19 Uhr zur Verfügung stehen. Die Aktion steht auf überparteilicher Grundlage. Es wurden sowohl Tagesheimstätten für sozialistische als auch für christliche beruf- und erwerbslose jugendliche Arbeiter errichtet.

Gasvergiftung in einer Bügelanstalt.

31 Arbeiterinnen brechen ohnmächtig zusammen.

Berlin, 29. Dezember. In der Berliner Wäsche- und Bügelanstalt während der Arbeit plötzlich in einem Blätterraum, in dem vierzig Arbeiterinnen beschäftigt waren, zahlreiche Blätterinnen unter Vergiftungserscheinungen an ihren Arbeitsplätzen ohnmächtig zusammen. Der alarmierten Feuerwehr und den Samaritanern gelang es, 27 der verunglückten Frauen, nachdem man sie ins Freie geschafft hatte, wieder nach kurzer Zeit ins Bewußtsein zurückzurufen. Bei weiteren sieben waren die Vergiftungen jedoch so schwerer Natur, daß die Feuerwehr über eine Stunde lang Sauerstoff verabreichten mußte, ehe sich bei ihnen wieder Lebenszeichen bemerkbar machten. Diese Schwerverletzten wurden nach dem Virchow Krankenhaus gebracht.

Die Feuerwehr untersuchte sofort alle Gasleitungen, konnte jedoch nirgendwo einen schmerzhaften Defekt feststellen. In dem Blätterraum führen lange Gasleitungen aus Eisentönen zu den einzelnen Blätterstellen und die Bügelstühle selbst sind durch Gummischläuche an die Leitungen angeschlossen. Insgesamt sind etwa hundert Schlauchleitungen in dem Raum vorhanden. Die Feuerwehr konnte bei ihrem Eintreffen den sonst typischen Leuchtgasgeruch nicht feststellen. Die Blättererei ist zudem sehr modern ausgestattet und verfügt über mehrere große Exhaustoren, die unangenehme Luft aus dem Raum herauspumpen, während durch Öffnungen in der Mauer Frischluft in den Saal strömt. Die Exhaustoren scheinen in Ordnung gewesen zu sein, doch muß hier die nähere Untersuchung abgewartet werden.

Bei einem Verlegen dieser Anlage wäre es möglich, daß Verbrennungsgase sich in dem Saal angesammelt haben und daß diese die Vergiftungserscheinungen hervorgerufen haben. Bis zur Aufklärung des vorläufig noch rätselhaften Verfalls bleibt der Betrieb auf Veranlassung des Gewerbeaufsichtsamtes geberri.

Neue Kämpfe in Marokko.

Paris, 28. Dezember. Wieder wird von einer militärischen Aktion Frankreichs in Marokko berichtet. „Matin“ erzählt aus Colomb-Bechar, daß eine nicht unterworfenen marokkanische Abteilung, die über 200 Gewehre verfügte, von Tadjkaat aus einen Einfall auf algerisches Gebiet unternommen und am 24. Dezember gegen Abend den Lagerplatz unterworfenen Eingeborener 15 Kilometer westlich von Abadia angegriffen habe. Die Marokkaner hätten den Hüpfplatz und drei andere Eingeborene getötet und 100 Kamelie weggeführt. Daraufhin hätte eine französische mobile Abteilung und eine Fliegerstaffel die Verfolgung der marokkanischen Abteilung aufgenommen, die sie von Abadia lösteten. Die französischen Flieger nahmen die Eingeborenen unter Maschinengewehrfeuer. Am 25. Dezember kam es zu einem heftigen Kampfe, der bis zum Einbruch der Nacht dauerte. Die verfolgte Eingeborenenabteilung zog in der Dunkelheit unter

Zurücklassung eines Teiles ihrer Beute und zahlreicher Loier ab, wurde am 26. Dezember von zwei ausgehenden französischen Fliegerstaffeln abermals bombardiert, erlitt schwere Verluste, konnte jedoch wiederum im Schutze der Dunkelheit fliehen. Die Verluste auf französischer Seite sollen sich auf vier getötete eingeborene Krieger und zwei Verletzte belaufen, während man bei den Gegnern 15 Tote und eine große Anzahl Verletzte festgestellt haben will.

Pläne für Bauten mit staatlicher Unterstützung. Die Hauptstelle für Wohnungs- und Siedlungsfürsorge in der Tschechoslowakischen Republik empfiehlt zur Vermeidung von Schwierigkeiten und Zeitverlust bei Ansuchen für Bauten von Gemeinden, Vaugenossenschaften und Privatpersonen, bestehende Pläne vor Einreichung zur Ueberprüfung und allfälligen Abänderung der technischen Abteilung ihrer Beratungsstelle, Prag II, Niegrobo nábřeží 18/III, einzusenden, durch die auch neue, subventionfähige Pläne, namentlich auch für Miet- und Eigenhäuser mit Kleinwohnungen, zu beschaffen sind.

Selbstmord in der Eisenbahn. Nach der Einfahrt des Schnellzuges Nr. 11 in die Station Lundenburg wurde am Montag in einem Wagon der schwerverletzte Franz Stuka aus Alt-Lundenburg in bewußtlosem Zustand aufgefunden. Er hatte sich während der Fahrt nach Lundenburg in selbstmörderischer Absicht mit einem Revolver angeschossen. Seinen Verletzungen erlag er im Lundenburger Bahnhofgebäude.

Feuer und Dieb. Samstag abends brach im Lagerhaus des Geschäftes des Josef Rosenberg in Bilkowich ein Feuer aus, dem Waren im Werte von 20.000 K zum Opfer fielen, während viele Waren durch Rauch und Wasser vernichtet wurden. — Aus dem Laden des Moiss Zelinka in Mährisch-Ostrow wurden in der Nacht zum Samstag Fleisch und Selchwaren im Werte von etwa 13.000 K und ein kleinerer Geldbetrag entwendet. — In der Nacht zum Sonntag wurde im Geschäft der Firma Adoff Oahn in Schlesisch-Ostrow, Ra Jarubka, die feuerfeste Kassa erbrochen und ausgeraubt, wobei 10.000 K den Tätern in die Hände fielen.

Selbstmord am Grabe des Enkels. Am Montag nachmittags wurde das Opfer einer Rauserei in Pöchern, der Arbeiter Ernst Kau, unter allgemeiner Teilnahme beerdigt. Als die Teilnehmer an dem Leichenbegängnis den Friedhof von Pöchern verlassen hatten, erschloß sich am Grabe seines Enkelkinds der 63jährige Gastwirt Wenzel Grundel aus Metzdorf. Die Ursache des Selbstmordes ist unbekannt.

Explosion im Ordinationszimmer. Von einem eigenartigen Unfall wurde der Sanitätsrat Dr. Stutz in Berlin-Dahlem betroffen. Während der Staatssekretär Dr. Pänder zur Untersuchung im Sprechzimmer weilte, wollte Dr. Stutz ein Instrument erwärmen. Er ließ dabei versehentlich eine Flasche, die Reicherfsäure enthielt, um. Im gleichen Augenblick explodierte sich die Flüssigkeit und die Flasche explodierte mit lautem Knall. Die emporschlagende Strichflamme schlug Sanitätsrat Stutz ins Gesicht und setzte auch seine Kleider in Brand. Dr. Pänder und seine ebenfalls im Zimmer weilende Gattin ergriffen sofort Leppiche und Kissen und erstickten dann die Flammen. Sanitätsrat Dr. Stutz wurde in ein Krankenhaus in Pöcherfeld geschafft, wo festgestellt wurde, daß er sehr schwere Verbrennungen im Gesicht, am Kopf, an den Händen und am Rücken davongetragen hatte.

Alkoholschmuggel. Amerikanische Küstenwachboote beschlagnahmten den britischen Motorboote „Gleanor John“, der Spiritosen im Werte von 170.000 Dollar nach den Vereinigten Staaten einschmuggeln wollte. Die elf Mann starke Besatzung des Motorboaters wurde sofort nach New York gebracht, wo sie abgeurteilt werden soll. Vor der Verhaftung des Motorboaters hatten die Küstenwachboote mehrere Schüsse auf das Schmugglerdampf abgegeben, ohne es jedoch zu treffen.

Genossen! Genossinnen!

Jeder Betriebsratsmitglied,
 jeder Gewerkschaftsmitglied,
 jeder Genossenschaftsmitglied,
 jeder Schülervereinsmitglied,
 jeder Frauenvereinsmitglied,
 jeder politischen Vereinsmitglied,
 jeder Versammlung oder Sitzung einer proletarischen Organisation soll ihr für die

sozialdemokratische Parteipresse

intensivesther Bearbeiter leiter

1300 Todesopfer des japanischen Vulkans. Die Gesamtzahl der bei dem Ausbruch des Merapi ums Leben gekommenen wird nunmehr auf 1300 geschätzt. Diese Zahl umfaßt auch mehrere hundert Vermißte. Der Vulkan ist noch in Tätigkeit. Das umliegende Gebiet wird vollständig geräumt.

Stahlfahrer verschüttet. Im Gebiete des Sants-Gebirges wurde eine Gruppe von sieben Stahlfahrern durch eine Lawine überrollt. Eine Dame und zwei Herren sind verschüttet, die anderen vier Fahrer konnten sich herausarbeiten. Die drei Leichen wurden nach mehrstündiger Arbeit geborgen.

Ein Auto stürzt in die Aare. Beim Einfahren auf die über die Aare führende Aachenfeld-Brücke in Bern geriet ein Automobil ins Schlingern, riß das Geländer der Brücke weg und stürzte ab. Die beiden Insassen des Kraftwagens ertranken.

Acht Tote bei einem Feuertbrand? Aus Otiawa wird gemeldet: Es herrschen Befürchtungen, daß bei dem katastrophalen Brande, der in der Stadt Cochran am Otoriofest ein großes Hotel vernichtete, acht Gäste, darunter vier Kinder, bei lebendigem Leibe verbrannt sind.

Nach nicht genug Hungernde? „Giornale d'Italia“ meldet aus Florenz, daß der dortige Stadtrat den Beschluß faßte, jenen Familien einen Betrag von 100.000 Lire zu schenken, die innerhalb sechs Jahren wenigstens vier Kinder zur Welt bringen werden.

Selbstmord eines Defandanten. Aus Bremen wird unter dem N. d. R. gemeldet: Ein über 50 Jahre alter mittlere Beamter des Hauptpostamtes, der die Rentenstelle leitete, hat im Laufe der letzten Monate 30.000 Reichsmark unterschlagen. Als die Unterschlagungen am Tage vor Weihnachten entdeckt wurden, beging der Beamte einen Selbstmordversuch durch Aufschneiden der Pulsadern. Er liegt mit schweren Verletzungen darnieder.

Der Jahresbericht über den Gesundheitszustand der englischen Schulkinder, der vom Staatssekretär Sir Georg Knoman für das Jahr 1929 veröffentlicht wurde, lautet im ganzen sehr erfreulich. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Unterrichtsleistung bei den Schülern trotz der allgemeinen Arbeitslosigkeit nicht größer geworden ist. Durch die Präventionsmaßnahmen der Ärzte und den Umstand, daß die Mütter besser informiert sind, ist die Sterblichkeit unter den Neugeborenen stark zurückgegangen. Doch in der Abheil der Ertränkungsfälle keine perzentuelle Besserung ausgewiesen werden kann, hängt hauptsächlich damit zusammen, daß die Untersuchung der Schulkinder durch die Schulärzte heute weit gründlicher erfolgt und dadurch ein größerer Prozentsatz der konstatierten Krankheiten ergriffen wird, teilweise auch damit, daß bei den Schülern bisher die Einflüsse der Kriegszeit in Erscheinung treten und ihre Körperkonstitution für Krankheiten sehr empfänglich ist. Trotzdem aber kann man sagen, daß bloß ein Viertel der schulpflichtigen Kinder mit Krankheiten und verschiedenen organischen Fehlern behaftet ist und daß diese Krankheiten hauptsächlich keine und heilbare Defekte sind und daß die Krankheiten unter den Schülern überhaupt an Ernst verlieren.

Ein römisches Kaffel. In der Nähe des serbisch-orthodoxen Klosters Rakovac in Syrmien wurde vor kurzen ein beachtenswerter archäologischer Fund gemacht. Durch einen Zufall war man auf Spuren einer alten Siedlung gestoßen. Darauf ließ man unter sachmännlicher Leitung Nachforschungen anstellen, deren Ergebnisse zu einer eingehenden Besichtigung veranlaßten. Dabei wurde festgestellt, daß es sich nicht, wie man ursprünglich angenommen hatte, nur um eine kleine Siedlung handelte, sondern um ein ausgebreitetes römisches Kaffel, das den Römern als Ausgangspunkt ihrer Streifzüge an der Donau gedient haben dürfte. Die bisher nur in geringem Ausmaß unternommenen Ausgrabungen sollen nun bis zur vollkommenen Freilegung des Kaffels fortgesetzt werden.

Gräber aus der römischen Kaiserzeit. Auf der Straße von Kom nach Ostia zum trajanischen Hafen wurde eine Grabstätte aus der römischen Kaiserzeit entdeckt, die zahlreiche Gräber von Personen aus dem Volk und aus dem Adel in sehr gut erhaltenem Zustand enthält. Das Innere der Gräber ist mit kostbaren Gefäßen und Stukaturen und mit Mosaiken in Schwarz und Weiß geschmückt. Auch zahlreiche Münzen in Form von Taubennestern wurden entdeckt, die ebenfalls Grabstätten gewesen waren. Überall fand man zerstreut gearbeitete Doppelhelmskulpturen. Die Inschriften enthalten nicht nur die Namen der Bestorbenen, sondern zum Teil auch ihren Beruf. Das Grab des Scribonius erzählt, daß dieser von Besatz Arzt gewesen sei.

anvertraut, und pünktlich am Tage, wenn ich wünschte, machte er mich darauf aufmerksam.

Nun werden seine Blätter immer weniger, er wird ganz schmal, es geht zu Ende mit ihm. Wieder beginnt sich ein Jahr zu neigen, ein Kreis will sich schließen. Und wenn ich das letzte Kalenderblatt in der Hand halte, dann läuten Silberringeln über winterreines Land. Dann nehme ich meinen Kalender vom Tisch und lege ihn still zur Seite. Nicht gleich wegwerfen. Das erscheint mir so lieblos gegen den treuen Begleiter.

Rein, dann und wann nehme ich seinen letzten Rest noch wieder zur Hand und gehe schönen Erinnerungen nach, mein Kalender weiß sie mir. Und so bleibt er der Gedanke, bis... ja bis er eines Tages nicht mehr da ist.

Meine Wirtin hat ihn wohl irgendwie gebraucht.

Das Jahr neigt sich zu Ende. Ich muß tagtäglich an einem Buchboden vorbei, und fast tagtäglich verweile ich einige Minuten vor ihm. Besonders in diesen Tagen. Kalender loden! Da liegen sie und wetterfieren miteinander, dem Besten draußen vor dem Fenster schöne Mäde unverfälscht. Ein Gewand ist noch schöner als das andere. Lodende Titel versprechen

treue Begleitung durch die 365 Tage des kommenden Jahres.

Ich konnte nicht widerstehen und habe mir einen auf das Jahr 1931 gekauft. Neben dem alten Kalender steht nun der neue. Wie prächtig er sich ausnimmt gegen seinen älteren Bruder! Seine Blätter sind noch von einem schönen blauen Papierstreifen zusammengehalten, auf dem mit großen Lettern zu lesen steht: 1931.

Ich muß den Kalender oft anpechen. Wir beide werden aufeinander angewiesen sein. Ein ganzes Jahr lang. In guten und in schlechten Tagen. Und immer wieder werden mir seine Blätter etwas sagen. O, wie oft habe ich mir ein Wort, das auf Kalenderblättern stand, tief ins Herz hineinklingen lassen, wenn manchmal die Stunden dunkel waren. Ein paar habe ich mir aufbewahrt, sie immer wieder zu lesen. Eins lautet:

„Der Langsamste, der sein Ziel nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geschwinde, als der ohne Ziel umhertreibt.“

Und ein anderesmal war es ein anderes:

„Deine Neugier lebendiger Wille, fester Voratz! Klage und Trauer über begangene Fehler sind zu nichts nupt!“

Nun wird man verstehen können, warum ich meinem Kalender so sehr verbunden bin.

Die Frau aus Pisa.

Von Francesco Sapori.

„Jetzt mache ich einen Spaziergang zur Mühle des Bianessi, Renato begleitet mich.“

„Es wird dich vielleicht ermüden, Kella, wir lassen Lupetto anspannen. Das ist ja in einem Augenblick gesehen und du wirst es bequemer haben.“

„Lorenzo, du weisst doch, wie ungeduldig ich bin. Laß mich zu Fuß gehen. Uebrigens wird der Spaziergang meinen geplagten Nerven nur gut tun.“

Kella ließ ihren Mann wie einen Fremden stehen, grüßte ihn gar nicht und verschwand in der Einfahrt. Draußen, unter dem letzten Fenster, rief sie nach Renato mit herrlicher Stimme.

Der Schwager sprang die Stiegen herunter wie der Blitz. Er war noch ein blutjunger Burche und trug das Haar geschneitelt, in langen Locken wie ein Anabe. Unwillig und mit einem Jögern, das eher Furcht genannt werden konnte, reichte er Kella die Hand. Dann schlugen sie zusammen den Weg ein, der an der Kirche vorbei zur Mühle des Bianessi führte.

„Warum puderst du dich so sehr und färbst dir die Brauen?“ wandte sich Renato plötzlich an seine Schwägerin. „Ich glaube, das ist auf dem Lande vollkommen unnütz. Kein Weib tut hier ähnliches, du läufst also Gefahr, schlecht beurteilt zu werden.“

Kella schaute den Jüngling an, der dies ganz naiv hervorgebracht hatte, aus dessen Stimme sie aber doch schon die erwachende Männlichkeit heraushören konnte.

„Ich weiß selber nicht, warum ich es tue. Es ist eine Gewohnheit, die mir schon ganz im Fleisch und Blut übergegangen ist. Ich mache mich schon für mich allein und nicht für die Stadt oder das Land, wie du glaubst. Befalle ich dir übrigens nicht, so wie ich bin?“

„Nein, ich würde es lieber haben, wenn dein Gesicht die natürliche Farbe hätte.“

Kella brach in ein freches, herausforderndes Lachen aus.

„Du bist ein eigenwilliger Bub, Renato. Aber einmal will ich dir den Gefallen erweisen.“ Sie reichte ihm ein geistreiches Taschentuch, das ganz einem Schmetterling gleich und sagte: „So, also jetzt mach's.“

Renato nahm das Taschentuch in die Hand, und mit einer Aufmerksamkeit, als sollte er das Gesicht der Schwägerin schminken, begann er auf ihren Wangen herumzustreichen.

„Jetzt ist es aber genug, du tu mir ja weh, Renato! Reich' mir lieber den Arm.“

Seite an Seite gingen sie nun dahin, beide gleich groß und schlank von Gestalt und von weitem wie ein Liebespaar anzusehen.

Es war an einem Spätnachmittag. Die Luft zwischen den Hügeln war heiß, wurde aber durch eine Brise, die von den Höhen des Monteselsa herabkam, erträglich gemacht. Kella trug ein weiches Kleid, dessen vieredriger Ausschnitt ihr die Brust und die Schultern stark entblößte.

Der stäubige Weg war von Weidbörn umfaunt, und dann und wann ragte aus diesem Gestrüpp eine düstere Ulme hervor. In Dunstschwaden gehüllt glitt nun die Sonne an den Felsen von Sant' Arcangelo hinab und sondete ihre stehenden Strahlen zu den Augen Kellas, wenn keine Ulme sich schützend entgegenstellte.

„Hättest du deinen Sonnenschirm oder zumindestens den Fächer genommen, würde dich die Sonne jetzt nicht blenden.“ sagte Renato.

„Dein Lodenkopf genügt mir, um mich zu schützen.“ erwiderte das Weib und rühte noch näher an ihn heran.

Sie gingen an einer Leanne vorbei, wo Bauern gerade beim Dreschen waren. Der stärkste unter ihnen schwang den Drecksfelgel mit einer solchen Kraft, daß bei jedem Schlag eine Wolke von Spreu wie ein Müdenschwarm gegen die Felder emporwirbelte.

Dann war bis zur Mühle des Bianessi kein Haus mehr zu sehen, und nur das Rauischen des nahen Flusses hörte man fort wie ein dampf-donnerndes Räderrollen.

„Mir kommt es vor, als sei ich schon eine Ewigkeit mit keinem jungen Mann gegangen, weißt du?“ sagte Kella laut mit toskanischem Akzent, der an den Klang einer Geige erinnerte. „Und dir gefällt es, mich am Arm zu führen?“

„Gewiß,“ murmelte Renato, ohne sie anzusehen; sein Herz pochte stark, und die Knie zitterten unter ihm.

Er schwiag und beschleunigte seine Schritte. Am liebsten hätte er sich losgerissen von ihr, hätte sie kurz gegrüßt und wäre zurückgegangen. Aber es fehlte ihm der Mut, ihr zu widersprechen; ihr Wille trieb ihn dahin wie der Wind ein vom Baume gelöstes Blatt.

Immer wieder mußte er an die Unordnung und die Friedlosigkeit denken, die mit Kella in das väterliche Haus eingebracht war. Wie glücklich war man früher gewesen, wie einträchtig hatte man nebeneinander gelebt! Seitdem aber Lorenzo, der älteste der vier Brüder, aus Pisa mit der Frau gekommen war, hatte es keine gute Stunde im Hause mehr gegeben. Sie war eitel und froh, die Pisanerin. Hätte sie sich begnügt, nur ihren eigenen Mann zu quälen, wäre es vielleicht noch angegangen; schließlich war es ja nur seine Schuld, daß er sich aus dem fremden Lande eine so junge Frau geholt hatte; aber sie quälte auch alle Verwandten. Sie hatte keine Ruhe und mußte keine zu geben. Sie war kokett, launenhaft und eigenwillig; jeden Tag zeigte sie eine neue Laune. Sie hatte es verstanden, die Brüder Lorenzo ihrem Willen zu unterwerfen; sie trachtete, sie verachtete zu machen und einen nach dem andern zu verderben. Den alten fränk-

Das Eisgrab der Hundertdreißig.

Vonhuri Mc. Connel.

Kein Windhauch bewegte die frostige Septemberluft, durch die der große, graue Forder seinen Weg zum magnetischen Nordpol nahm. Durch leichte Höhenbebel konnten Major L. E. Burwash und sein Pilot W. E. Gilbert tausend Fuß unter ihnen schmale, graugraue Wasserstreifen wahrnehmen, die in einem seitlichen Gegenlage zum endlosen Weiß der sie rings umgebenden Eis- und Schneeflächen standen. Dort unten, am Grunde des Polarmeeres, mochten wohl hunderte von Schiffswrunden liegen, die das Treibeis zermalmt. Vielleicht trieben auf diesem Meere des großen weißen Nordens auch noch Schiffe, die dem Anprall des Eises widerstanden, in endloser Strecke, eine Gespenstflotte mit Skeletten an Bord. Kein Wunder, daß Burwash und sein Pilot scharfen Ausblick hielten, während der Photograph der Expedition Aufnahmen des Verlaufs der Küstenlinie machte.

Vor einer Reihe von Wochen, als die Auffindung der Leiche Andrés die Welt erregte, waren Burwash und Gilbert aufgebrochen, um mit Unterstützung des kanadischen Innenministeriums die gewaltigste Tragödie der Arktis, das Verschwinden Sir John Franklins und seiner beiden Schiffe „Erebus“ und „Terror“ endgültig aufzuklären. Franklin war vor 55 Jahren ausgesegelt, um eine schiffbare Wasserstraße — die Nordwestpassage — vom nördlichen Atlantischen in den nördlichen Pazifischen Ozean zu erkunden. In der langen Reihe von Polarexpeditionen endete dieses wohl vorbereitete Unternehmen am unheilvollsten. Von den 129 Männern, die mit Franklin im Sommer des Jahres 1845 von England abfuhren, lebte kein einziger zurück.

Aus all dem, was man seither festgestellt hat, geht hervor, daß die Expedition ihren ersten Winter auf Beech's Island zubrachte, nachdem sie den Wellington-Kanal bis 75 Grad nördlicher Breite erforscht hatte. Im Jahre 1846 dürfte Franklin bis nach den Eisfeldern von King-Williams-Land vorgedrungen sein, wo eins seiner Schiffe, vom Eise zertrümmert, gesunken sein muß. Das andere wurde durch das Treibeis abgedrängt. Es dürfte jahrelang an der Küste von King-Williams-Land gelegen haben, wo die Eskimos sein Holz für ihre Schlitten, Pfeile und Vögel und sein Eisen für ihre Messer, Speere und Äxte verwendeten. Während des Sommers 1847 starben Sir John Franklin, neun seiner Offiziere und fünfzehn Mann. Captain Crozier übernahm das Oberkommando. Der Probiat näherte sich seinem Ende, und Captain Crozier oblag die grauenvolle Notwendigkeit, das Schiff zu verlassen und mit seinen Leuten den verzweifelten Versuch zu unternehmen, mehr als 450 Meilen südwärts nach der nächsten Station der Hudson Bay Company zu marschieren. Am 22. April 1848 brachen die 105 Ueberlebenden auf. Niemals erreichten sie ihr Ziel. Nach einem Marsch von 90 Meilen beschloßen sie, umzukehren und wieder das Schiff aufzusuchen. Aber nicht früher raffte sie der Tod dahin, als bis sie das Hauptziel ihres Unternehmens verwirklicht hatten: die Erforschung eines Verbindungskanals zwischen der Baffin-Bai und der Bering-Strasse. Sie bewirkten den jahrhundertalten Traum der europäischen Seeräuber, indem sie die Nordwestpassage entdeckten. Sie waren Eroberer des Unbekannten — selbst im Tode! Ihr südwärts führender Weg ist noch heute reich an Ueberresten ihres heroischen Marsches. Hier wurden die Silbermesser und Gabeln mit den Monogrammen Franklins und anderer Expeditionsteilnehmer, die schweren Schlitten und Boote, zu schwer, um mitgeschleppt zu werden, Teile der mit Messingknöpfen versehenen Uniformen, Steingraber, ein langes Protokoll über den Tod Sir John Franklins und hier und da Skelette der Leute gefunden, die während des Marsches gestorben waren.

Diese düstere Geschichte der John-Franklin-Expedition haben nun Burwash und Gilbert durch das Schlupflöcher ergänzt. Es ist wenig wahrscheinlich, daß weitere Forschungen eine vollständige Lösung des größten Geheimnisses der Arktis bringen werden. Der Sommer 1930 war besonders gut geeignet, um dem eisumlagerten Nordpol seine Geheimnisse zu entreißen. Zuerst die Auffindung der Leiche Andrés und seiner beiden Gefährten! Die abnormal milde Bitterung und die Schneeschmelze brachten sie und ihr Tagebuch nach 30 Jahren an die Oberfläche und längs der Küste von King-Williams-Land wo Franklin und seine Leute verschunden waren — ein halbes Jahrhundert, bevor Andrés im Ballon zur Fahrt nach dem Nordpol aufstieg — war die Schneedecke fast vollständig geschmolzen. Unter so günstigen Voraussetzungen flogen Major Burwash und sein Pilot nordwärts.

Die beiden Eltern blieb da nichts übrig, als mit Tränen in den Augen dem Ruin ihres Hauses zuzusehen, sie hatten nicht mehr die Kraft, gegen dieses Weib aufzutreten, das alles außer Rand und Band brachte und überall regierte, als wäre sie die einzige Herrin im Hause. Und doch war sie die Zulebigekommen und hatte nichts mit in die Ehe gebracht als ihre Ausstattung und ihre korrupte Frechheit.

Anfangs war Lorenzo bedrückt und schwermütig gewesen, dann versuchte er, sie vor der Familie in Schutz zu nehmen oder ihr manchmal schüchtern entgegenzutreten. Sich von der Frau zu trennen, fiel ihm auch nicht im Traume ein: er liebte sie ja wie seinen Augapfel und fürchtete den Stundlo mehr als ein Erdbeben.

In den zwei Jahren, da Lorenzo verheiratet war, hatte es unablässig Streit gegeben. In Hause Sambis, wo die Weidwarte immer in der Zehne hingen und nur für die Jagd auf Wachteln und Trosseln bestimmt waren, begann man von Nacht und Tod zu sprechen, zertrümmerte oft, was gerade in Reichweite war, und ballte gegeneinander die Fäuste. Kella stand immer dabei, sah und hörte alles, zuckte aber

keinen Muskel an. Sie saß da, wie eine Statue, die sich nicht bewegt, während die Brüder beim Streiten heftiger lärmten als sonst, erschien die Mutter auf der Schwelle der Küche, und als sie sah, daß sie Hand aneinander legten, wie die Betrunknen im Wirtshaus, fiel sie der Länge nach regungslos zu Boden.

Kella zeigte sich diesmal gar nicht, sondern blieb in ihrem Zimmer. Und als Renato sie rief, sie möge doch kommen und helfen, daß die Mutter aus der Schmach erwoche, da jagte sie ihm, sie läge mit einer Migräne, wie man sie ärger auch seinen Feinden nicht wünschen könne.

Zeit damals fühlte Renato, wie der Haß gegen dieses Weib in ihm wuchs, wie sich alles in ihm gegen diese egoistische, verätherische, falsche und berechnende Dirne aufbaute.

Lorenzo war in den zwei Jahren seiner Ehe so sehr gealtert, daß ihn die Leute manchmal nicht erkannten. Unzufrieden und menschenscheu, vergrub er seine qualvolle Eifersucht im Herzen und zeigte sich fast nirgends; und die zwei jüngeren Brüder belauerten sich gegenseitig wie Rivalen, waren so ganz von Kella verbergt, daß sie einander gar nicht in die Augen blideten. Nur Renato als einziger war noch wach, nur er war noch immun. Aber auch er fürchtete schon die Gefahr und erzog Mittel, ihr zu entgehen.

Kella hatte sich jetzt von seinem Arm gelöst, um einer Schaar Enten nachzulaufen, die aber eilig im Gestrüpp verschwanden, ohne sich fangen zu lassen.

„Schau, wir sind schon bei der Grube,“ sagte Renato, „bald wirst du die Mühle des Bianessi sehen, die größte dieser Gegend.“

„Könntest du mir sagen, warum ihr so einen Kanal eine Grube nennt?“ fragte Kella, die nicht ohne Schauer an diese düstere Bezeichnung denken konnte.

„Ich weiß es wirklich nicht. Bei uns sagt man eben Grube, und ich finde diesen Ausdruck vollkommen am Platz.“

Sie schritten indessen schon auf dem Damm dahin, wobei sie fortwährend über Weidenstrünke stolperte, die hier als Schutz gegen das Wasser standen. In dem Graben war aber so wenig Wasser, daß man sein Rischen beinahe nicht hörte. Nur ein leises Plätschern ging an einigen Stellen über die Kiesel, die von den gluckenden Wellchen hin- und hergeschoben wurden.

„Wenn wir uns beeilen,“ sagte Renato, „werden wir noch zurecht kommen, um das gestaute Wasser herabstürzen zu sehen.“

„Nur meine Faulheit ist schuld daran, daß ich diesen Genuß erst jetzt haben werde,“ erwiderte Kella und begann wie ein ausgelassenes Kind zu laufen.

Schon sah man die Mühle zwischen zwei riesigen Eichen auftauchen, und auch Stimmen wurden von weitem hörbar. Auf einer Seite lag ein noch rauchender Dingerhaufen, auf der anderen machte sich eine Schaar Gänse im Grase bequem. Weiter hinten erblickte man die runden Rüden der frischen Strohhaufen und einige Gänse, die sich um die Mühle gruppierten. Auf dem Boden lag an die Mauer gelehnt, ein großer Mühlstein. Der Abendwind strich leise durch die Weiden und das Schilf, rauschte stärker in dem Bambus, mit dem hier eine Parzelle bepflanzt war. Ein Mann und ein Knabe, ganz weiß von oben bis unten, gingen an ihnen vorbei, um aus der Mühle noch Sack zu holen, die sie auf einen Wagen luden.

„Gehen wir auf die andere Seite,“ schlug Kella vor. „Ich möchte das gestaute Wasser sehen.“

Renato erwiderte, daß es schon zu spät sei und es am besten wäre, hierzulieben, um das Herunterlassen des Wassers zu betrachten. Er beugte sich vor und hielt die Augen starr auf das Wehr und das große Mühlrad gerichtet, während Kella ihren leidenschaftlichen, verätherischen Blick nicht von ihm wandte.

Sein noch kindlicher Kopf war in dem rostigen Lichte des Sonnenunterganges noch schöner. Aber auch die Schwägerin hatte in den Augen ein Leuchten, das noch mehr schwandeln machte als der Abgrund unter den Füßen.

Das Schilf reichte ihnen bis zu den Hüften. Renato sah, daß die Brust der Schwägerin arbeitete, als wollte sie zerpringen. Ein fliegender Schauer überließ ihn.

„Weißt du auch, wie ich dich liebe, weißt du's?“ flüsterte sie mit einer Stimme, aus der man eine aufrichtige und tiefe Nüchternung zu hören vermeinte.

„Und Lorenzo liebst du nicht?, sag' es mir!“ stotterte der Schwager wie einer, der schon schwankt.

„Lorenzo ist gut, er ist aber schon alt!“ erwiderte Kella in einem jetzt vollkommen gleichgültigen Tonfall.

Ihre Worte wurden plötzlich von einem Lärm und einem Rauischen überhört, das sie beide nicht mehr erwarteten hatten. Das Wasser war's, das unter ihnen hervorbrach, als wollte es über die Ufer springen und alles ringsum ersticken und mit seinen Kluten überschwemmen.

„Schau, schau!“ brüllte Renato, um sich verständlich zu machen.

Das Gesicht dem sprühenden Schaum darbietend, ging die Pisanerin noch ein wenig vorwärts, als bereitete es ihr Vergnügen, die Gefahr mit ihrem kleinen, weißbeleideten Fuß zu streifen.

Er rührte sich nicht. Seine Füße wurden wie von Stein. Und als hätten all seine Kräfte den übrigen Körper verlassen und nur die Arme gestählt, hob er die Fäuste wie unbeeugliche Stöße und stieß die Schwägerin ins Meer.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen.)

Weißen dehnte sich die große weiße Wüste des Nordens, felsam in der Nachmittagsstunde glitzernd. Hier waren die Schiffe Franklin von Eise eingeschlossen worden. Major Burwash suchte die Küste ab, während die anderen mehr landwärts nach Sparten der Franklin-Expedition suchten. Bei Lady-Dane-Franklin-Punkt fanden sie deutliche Ueberreste eines Lagers, vielleicht desselben, das bereits Lieutenant Hobson von der Britischen Flotte im Jahre 1853 entdeckt hatte. Am nächsten Tage gingen sie die Küste nach Norden gegen Victory Point ab, wo ein Steingrab aufgefunden wurde. Nicht weit davon trafen sie auf die Ueberreste eines sehr großen Lagers. Trotz genauer Untersuchung fanden sie jedoch keine Skelette oder Leichname vor. Mehr im Süden, bei der Terror-Bai, besuchten sie den Ort, wo Lieutenant Schmalke von der Armee der Vereinigten Staaten, dreißig Jahre nach der Franklin-Tragödie, die Ueberreste eines Lagers aufgefunden hatte. Dann kehrten Burwash und seine Leute nach ihrem Aerialplan zurück und machten von dort aus photographische Aufnahmen der Route, über die der letzte Marsch der Ueberlebenden der Franklin-Expedition geführt hatte. Es muß besonders erschlüssend wirken, daß diese Männer in einer Gegend eines gewissen Ueberflusses, wo seit jeder Eskimos lebten und noch leben, Hungers gestorben sind. Sie starben, weil sie in ihrer Hast, wieder bewohnte Gebiete zu erreichen, die Nahrungsmöglichkeiten übersehen, die ihnen die Gegend bot. Millionen von Renntieren streifen dort umher, und Seeuhne, Eisbären, Gänse und Enten sind überall zu finden. Die Felle vieler Tiere hätten ihnen Kleidung, Obdach, Schuhwerk und das bei den Eskimos so beliebte Fellboot liefern können. Statt dessen schleppten sie ihre massiven Holzboote mit sich, die sicherlich zumindeste fünfmal so viel wogen wie ein Eskimofahrer gleicher Größe. Mit dem Tran der Robben hätten sie vorzüglich ihre Zelte beheizen und beleuchten, auch Kochen und ihre Stiefel wasserdicht machen können. Statt dessen benutzten sie ihre unpraktischen Talglichter und die mit feinen Sohlen versehenen Stiefel aus Kuhleder, die für das Klima vollständig ungeeignet waren. Und vor allem hätte ihnen das Fleisch der Tiere Nahrung in Hülle und Fülle geliefert, noch dazu Nahrung, die vor Storbildung schützt! Dr. John Rae, einer der unermüdblichsten und erfundungsreichsten Forscher nach Franklin, erhielt sich und seine Leute dadurch am Leben, daß er in jener Gegend, wo die Männer, die er suchte, umgekommen waren, Wild erlegte. Er vollbrachte damit etwas, was kein Forscher vor ihm genogt hatte, und zeigte, daß jedermann, der gut zu Fuß ist und über gute Augen und eine geeignete Büchse verfügt, sich im hohen Norden so lange am Leben erhalten kann, als seine Patronen reichen.

Der Hauptzweck der unglücklichen Franklin-Expedition — die Erforschung einer Nordwestpassage — wurde bereits seit vier Jahrhunderten zu verwirklichen versucht. Einmal hatte die Britische Regierung einen Preis von 100.000 Pfund für die Entdeckung einer solchen Meerestrasse ausgesetzt. Im Jahre 1845 erwachte der alte Plan zu neuem Leben, und Sir John Franklin ward ausgesendet, an die Spitze der Expedition zu treten. Sorgfältig ausgestattet, mit Proviant für drei Jahre versehen, stachen seine beiden sechszehnten Schiffe Ende Mai 1845 in See. Am 26. Juli 1845 wurden sie zum letztenmal im Lancaster-Sund gesehen. Dann verschwanden sie nach den Expeditionen Dr. Raes, Dr. Clintons, Schwatkas und Burwashs wissen wir nun wahrscheinlich alles, was über die Schicksale des Unternehmens Franklins überhaupt in Erfahrung gebracht werden kann. Wir wissen, wie die Forscher starben; wir wissen auch, wo, und mit einem hohen Wahrscheinlichkeitsgrade, wann. Es wird vielleicht verwundern, daß nur so wenige Skelette aufgefunden wurden. Man ist einzig in der Annahme, daß die Expeditionsteilnehmer, die gesungenen waren, ihre Boote und Schlitten über die zugefrorene See zu schleppen, und dabei zusammenbrachen, liegen gelassen und bald vollständig vom Schnee zugebedet worden sind. Als das Eis im folgenden Sommer wieder auftaute, fanden sie so ihre letzte Ruhestätte auf dem Grunde des Polarmeeres.

Nun hat Major Burwash das Gebiet, wo Franklins Leute umgekommen sind, einer neuerlichen Durchsuchung unterzogen. Seine Expedition hat die bisher bekannt gewordenen Forschungsergebnisse bestätigt und einige neue hinzugefügt. Sehr wahrscheinlich hat er damit das letzte Kapitel der Geschichte der gewaltigsten Tragödie der Polarforschung geschrieben.

(Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Amerikanischen von Leo Korten.)

nicht einmal mit der Wimper, sondern schien eher belustigt als erschüttert zu sein. Und gerade immer schaute sie den jetzt an, der sich am müdigsten zeigte.

Bevor sie zu Bett ging, gab sie noch jedem unter Gelächter einen feurigen Kuß auf die Wangen. Lorenzo ließ es geschehen und begleitete sie dann wie ein treuer Hund bis zu dem Zimmer, wo sie allein schlief.

Von den vier Brüdern schien Renato der eigentümlichste zu sein, der am schwersten zu eroberte. Seine unschuldigen Augen waren von dem Benehmen Kellas verletzt worden, und alles in ihm hatte sich bei den immerwährenden Eifersuchtszügen, deren Mittelpunkt dieses Weib war, empört. Ein innerliches Zittern, das einem Krampf gleich, stieg ihm vom Herzen bis in den Hals hinauf, bis zu den Lippen; sein Lid wurde in solchen Momenten finster, so manchmal geradezu schreckenerregend. Kella beobachtete ihn mit einer Weichheit, die zugleich etwas Mütterliches und Scheues hatte; sie glich da einer Wändigerin, die ihren kleinen Löwen fürchtet, gleichzeitig aber auch weiß, daß sie seine erwachende Wildheit mit ihren Fäusten betei-

Mitteilung aus dem Publikum.

Das Rezept des Augenarztes

Kann nur dann seinen Zweck erfüllen, wenn das Augenlicht schärfstmäßig angepaßt wird. Lassen Sie Ihr Rezept bei Opliter Dentisch, Prag, Graben 2, Palais „Koruna“, ausführen.

Kleine Chronik.

Künstliche Ernährung bei Mensch, Tier und Pflanze.

Die künstliche Ernährung spielt heutzutage eine größere Rolle, als man vielleicht im ersten Augenblick anzunehmen geneigt ist. Denn es sind dabei ja nicht nur die Fälle in Betracht zu ziehen, wo die Ernährung infolge einer Störung oder Behinderung in dem von der Natur bedingten Aufnahmevorgang auf andere Weise, unter Benutzung von mechanischen Hilfsmitteln, erfolgt. In diesem Falle sprechen wir von künstlicher Ernährung. Um deren Anwendungsgebiet aber in seinem ganzen Umfange zu übersehen, muß man den Zweck der Ernährung im Auge behalten, der ja auf die Bildung von Eiweißstoffen, Gehirnzellen, auf Blutbildung und Knochenaufbau hinausgeht. Insofern ist eigentlich alles, was diesen Aufbau oder die Ergänzung aufgebrauchter Substanzen, die Erneuerung mitgenutzener Organe bewirkt, als Ernährung aufzufassen, weshalb auch die künstliche Ernährung noch über den Rahmen der bloßen Zuführung von Nahrungsmitteln, die dann durch den Magen für den Lebensprozeß bei Mensch und Tier umgewandelt werden, hinausgeht.

Zwischendurch Lebensweisen, zu früh geborenen Kindern, durch lange Krankheit erschöpften Personen, kann zum Beispiel durch Blutübertragung unmittelbar der wichtige Lebenssaft zugeführt werden, ohne daß sonst der viel langsamere und Kraft erfordernde Prozeß des Aufbaues neuer Blutkörperchen im Körper durch natürliche Ernährung abgewartet wird. Hier haben wir es allerdings sehr oft mit einem Vorgang zu tun, der lediglich eine Fieberreaktion bewirken und so den Gesundheitsprozeß einleiten soll. Immerhin gibt es auch dabei noch Grenzfälle künstlicher Ernährung.

Im allgemeinen spricht man jedoch von künstlicher Ernährung dann, wenn eben Speisen, Nahrungsmittel, dem Körper, der auf die natürliche Weise zur Nahrungsaufnahme unfähig ist oder sonstwie daran gehindert wird, unter Anwendung von Hilfsmitteln zugeführt werden. Dabei kann es wohl möglich sein, daß der künstlich Ernährte diese Nahrungszuführung sogar selber vornimmt. Die Regel bildet aber die Hilfe anderer Personen.

Bei Tieren, an deren Erhaltung der Mensch ein besonderes Interesse hat, wird die künstliche Ernährung ebenfalls angewendet. Mitleid mit den Tieren drängt ja den Menschen schon, vielleicht ein junges Reh mit der Flasche aufzuziehen oder einem aus dem Nest gefallenen jungen Vögelchen mittels der Saugröhre Nahrung zuzuführen.

Ein ganz großes Gebiet künstlicher Ernährung bedeutet auch die künstliche Düngung, die heute in Gärten und Feldwirtschaft eine überragende Bedeutung gewonnen hat. Die künstliche Ernährung ist keineswegs mehr etwas so Seltenes, wo wir beinahe täglich Lebensmittel zu uns nehmen, die durch einen vom Chemiker und Agronomen erforschten und geförderten Wachstumsprozeß der Ernährungspflanzen beeinflusst wird.

Selbsterkenntnis. Bernhard Shaw wollte in einem kollektivistischen Sozialismus. Einmal Tages dinstete er mit vielen Bekannten und Verehrern zusammen auf der Terrasse eines einladenden Strandcafés. Danklos lauerten der Himmel; vom Meere her wehte ein frischer salziger Wind; und alles wäre wunderbar gewesen, wenn sich unter den Versammelten nicht ein Wichtigtuer befunden hätte, der prophetisch und aufdringlich mit seinen wissenschaftlichen Reminiscenzen prunkte. Seit einer Viertelstunde warte er die Gesellschaft mit seiner Ansicht über die Darwinische Rassentheorie an. „Da gibt es ja so unendliche Mißverständnisse“, klagte er. „Darwin — das weiß jeder Kenner seiner Lehre — hat niemals behauptet, der Mensch stamme vom Affen ab. Ich bin kein Enkel des Affen! Laut Darwin bin ich ein Keffe des Affen.“ Hier plähte die ironische Stimme Shaws dazwischen: „Aber, lieber Freund, so genau wollen wir ja gar nicht über Ihre Verwandtschaftsverhältnisse informiert werden!“

Kunst und Wissen.

Tschechisches Theater.

Ein neuer Frontist Langer.

„Die Widersacher“ heißt ein berühmter Roman des Engländers Dickens; er zeigt England zur Zeit des überzüflutenden und manifizierten Vorkriegsmeier. Im Mittelpunkt einer sehr bunten Handlung steht ein wackerer, edler und gütlicher Prachbürger vergangener Jahrhunderte, Herr Pickwick, der einen Klub der Lebensgenüßer gründet und im reifen Alter kreuz und quer durch England zieht; seine Abenteuer mit dem Indivuum Jingle, dem Wochensatz Fogg, seiner dienstfertigen Wirtin, seine Erlebnisse im Schuldurms werden von Langer, dem Schöpfer der „Veitstherapie“ und des „Ferdys Picktor“ mit überlegener Charakterisierungskraft geschildert. Seine Menschen leben und atmen volksentsprossen; kein Dialog ist immer nötig, interessant und süßlich, kein Moment ist in den groß Bildern der Langweilen würde, keine Gestalt des Stückes mit keiner 42 Rollen bleibt schablonenhaft oder unerblicklich. Langer hat den umfangreichen Roman zu ein „humoriges Spiel“ von happy drei

Stunden Dauer zusammengezogen, gruppiert das Geschehen um zwei Hauptfiguren: um Pickwick und seinen pfiffigen Diener Sam — die Parodie Don Quixote und Sancho Panza liegt nahe. Die Aufführung des „Waldberger Theaters“ ist unter der Regie von Jan Bor Jedemert; die Bühne wird bei offenem Bohrgang umgebaut, durch einfache Verschiebungen und Kuge Raumbaukühnen, die Ausstattung Weiss ist geschmackvoll und die Leistungen des Ensembles — namentlich der Herrn Smolik, Stápanek und Flanay — entsprechend.

Ein neuer K. Rebel im Nationaltheater.

Nach dem „Oberst Soc“ spendete Rebel ein neues Spiel: „Gery und Kriog“. Problem ist der Bruderkampf der Tschechen gegeneinander, als um 1916 die ersten Regionen gegen Oesterreich kämpften. Der Held ist ein schwächlicher Musiker, dem sein eigener Bruder — ein österreichischer Hauptmann — die Frau verführt; aber aus dem Schwachen wird durch die nationale Idee ein Charakter, er tritt als Held. Diese Effekte sind zu billig, um ganz ernst genommen zu werden. Rebel ist aber durchaus ehrlich, er schrieb ein halbes, durchsichtiges Schauspiel ohne überflüssige Geschöpflichkeiten. Zwischen den beiden feindlichen Brüdern steht eine Frau, der die Schicksalsflut dicke und nicht viel menschliches geben kann.

Kudmila Sedláčková hat eine neue, ergreifende Rolle. Das Stück heißt „Die Faust“ und stammt aus der abgeschriebenen Feder des tschechischen Jelen-Bezauberers Jaroslav Hilbert. Eine Weiber bangt um ihr letztes Kind — das erste starb bereits — und zerbricht in ihrer mahnhaften Angst um das Letzte ihre Ehe; das Kind erkrankt an Gehirnabenzündung und stirbt. Das unerbittbare Schicksal zertrümmert die Frau. Diese Mutter und Göttin zugleich ist eine Leistung der Sedláčková, die einzigartig ist; sie wächst in unfaßbare Höhen mütterlichen Gefühls, sie zeigt ebenso glanzhaft weibliche Trübsal und zerbricht am Ende unter der Last ihres Un Glücks. Ihr insinuosives Spiel läßt die Schwächen des Stückes vergessen und reißt auch ihren Partner Steinar zu großer Leistung mit.

Klabund „Liebe auf dem Lande“ ist in den „Kammerspielen“ mit der Salentová ein großer Erfolg. Ebenso wie am deutschen Theater. Diese Darstellerin wird ihren Weg machen: sie spielt die Zwanzigjährige mit echter Vitalität, mit unerschütterlicher Stimmlichkeit und viel Humor. Die übrige Aufführung ist etwas zu dick, was bei einem Theater, das auf französische Vorbilder abzielt, ist, immerhin anfallen muß.

Auffallend ist die Anfertigung des Opernprogramms im Nationaltheater, wo nur Reprisen oder ganz gute Neuaufstellungen zu sehen sind. Walter Lustig.

Kondbemerkungen von Kubens. Mit der Renaissance tritt im Verhältnis der Künstler zu ihrem Werk und in ihrer ganzen Geisteshaltung eine grundsätzliche Wandlung ein. Was es vorher nicht gab, nämlich eine Bildung im modernen Sinne, wird jetzt zu einem mehr und mehr das künstlerische Wirken stark mitbestimmenden Moment. Bestreb-

licherweise hat sich die Forderung dieser Zeit seitdem um die einzelnen Kunstgattungen des Kulturideals der Künstler jenes Zeitalters bemüht. Bewußt gibt es bedeutende Künstler-Geschichten, nur sind sie durchweg auf ein heroisches Maß zugeschnitten, zu sehr gewissermaßen sonntäglich eingestellt. Es interessiert uns heute aber vielmehr, wie diese Leute am Alltag dachten, welche Interessen sie neben ihrer Kunst hatten, und wie sie überhaupt zur Umwelt standen. Von besonderem Interesse dürfte es deshalb sein, daß man kürzlich in Basel ein Handexemplar aus Kubens' Bibliothek aufgefunden hat. Es ist das bisher einzige Werk, das aus der beglaubigten Bibliothek des großen Malers bekannt geworden ist. Ganz im Gegensatz etwa zu seinem spanischen Antipoden Velasquez, dessen Biografie auch heute noch bekannt und teilweise vorhanden ist. Gerade das hier in Frage stehende Werk hat Velasquez ebenfalls belesen. Es handelt sich um das berühmte Werk von Vasari, die erste Zusammenfassung von Künstlerbiographien, das 1568 schon in zweiter und bedeutend vermehrter Auflage in Florenz erschien. In diesem neu aufgefundenen Buche hat Kubens eine Reihe handschriftlicher Bemerkungen eingetragen, die schon an sich ein lebendiges Zeugnis der geistigen Reife des Künstlers darstellen. Besonders interessant jedoch ist ein Urteil über einen Kubens vorangegangenen niederländischen Maler, der, lange Zeit als minderbedeutend angesehen, erst in der neuesten Zeit wieder auf seinen wirklichen Wert hin erkannt worden ist. Es handelt sich um den sogenannten Bienen-Brueghel, einen Maler, der großartige Formen mit ungewöhnlich feinfühler Farbensensibilität zu vereinigen weiß. In seinem Exemplar des von Vasari bemerkt Kubens ausdrücklich in einer handschriftlichen Randbemerkung, daß Brueghel ein höchst ausgezeichnete Maler („eccellissimo pittore“) sei. Eine treffende und von einem wirklich christlichen Empfinden zeugende Meinung, die so manchem künstlerischen Zeitgenossen wohl als Vorbild gerechter Beurteilung dienen könnte.

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters. Dienstag (6-2), 7 Uhr: „Simone Bocca-negra“. Mittwoch, 7½ Uhr: „Die schöne Helena“. Nachmittags, 10¼ Uhr: „Wie werde ich reich und glücklich?“. Donnerstag, 2¼ Uhr: „Sturm im Bassergia“. 7 Uhr (67-3): „Carman“. Freitag (68-1), 7 Uhr: „Der Viberpelz“. Samstag (69-1), 7 Uhr: „Das Spielzeug Ihrer Majestät“. Sonntag, 11 Uhr: „Kammermusik“. 9¼ Uhr: „Die schöne Helena“. 7¼ Uhr (70-7): „Wie werde ich reich und glücklich?“. Montag (71-3), 7 Uhr: „Elisabeth von England“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Dienstag, 7¼ Uhr: „Lugner und Konns“. Mittwoch, 7 Uhr: „Mein Vater hat recht gehabt“. Nachmittags, 10¼ Uhr: „It das nicht nett von Colette?“. Donnerstag, 5 Uhr: „Die Wunderbar“. 7¼ Uhr: „Die Wunderbar“. Freitag, 7¼ Uhr: „It das nicht nett von Colette?“. Samstag, halb 8 Uhr: „Mein Vater hat recht gehabt“. Sonntag, 3 Uhr: „Der Unwiderstehliche“. 7¼ Uhr: „It das nicht nett von Colette?“. Montag (Bankbeamten II), 7¼ Uhr: „Raffell der Siebe“.

Sport * Spiel * Körperpflege

Winterportliche Ausscheidungslämpfe der deutschen Arbeitersportler.

Ein großer Erfolg. — Johanngeorgenstadt und Schreiberhau stellen die besten Kämpfer. — Stürmungsvorläufe der Kommunisten.

Die am ersten und zweiten Weihnachtsfeiertag in Johanngeorgenstadt im Erzgebirge durchgeführten Ausscheidungslämpfe um die Teilnahmeberechtigung am 2. Arbeiter-Winterport-Olympia im Jänner in Würzburg haben in jeder Beziehung die Erwartungen erfüllt. Das zeigte sich besonders am zweiten Weihnachtsfeiertag beim Festmarsch zur neuerbauten Sprungchanze der Johanngeorgenstädter Arbeitersportler. An die 500 Winterportler der Arbeiter-Turn- und Sportbundes und der Naturfreunde sammelten sich auf dem Marktplatz zu einer wichtigen Kundgebung und zum Marsch nach der Schanze. Der kommunistische Sportverband hatte seit Wochen die Winterportler seiner Agitationsbezirke Chemnitz, Erzgebirge und Leipzig zur Gegendemonstration in Johanngeorgenstadt aufgerufen. Es mögen an die 150 Kommunisten gewesen sein, die während des Sammelns auf dem Marktplatz eine Gegen demonstration verübten. Sie mußten aber einsehen, daß das bei der Uebermacht der hundertstetigen Winterportler ein ergebnisloses Unterfangen ist.

Bei den 5-Kilometer bot der John-Kilometer-Mannschaftslauf die interessantesten und spannendsten Kämpfe. Sechs Mannschaften lagen abwechselnd in Führung und es gelang Schreiberhau nach hartem Kampfe, in 37:23 Minuten durchs Ziel zu gehen; 2. Johanngeorgenstadt 37:47 Minuten; 3. Verband Ostergebirge 39:02 Minuten. Sieger im 30-Kilometer-Lauf wurde Zander (Schreiberhau) in 1:58:27 Stunden; 2. Ullmann (Johanngeorgenstadt) in 2:00:11 Stunden; 3. Weicher (Schreiberhau) in 2:04:15 Stunden. Den 15-Kilometer-Lauf gewann Doh (Johanngeorgenstadt) in 59:45 Minuten, gefolgt von Wagner (Schreiberhau) in 60:38 Minuten und Oberst (Hilbersdorf) in 62:57 Minuten. Der 3-Kilometer-Hindernis-

lauf war ein harter Wettbewerb zwischen Wagner (Schreiberhau) und Doh (Johanngeorgenstadt), die bei der Bewältigung der Strecke große Schnelligkeit und kolossalen Mut zeigten. Bester wurde Wagner in 10:04 Minuten; Doh brauchte 10:18 Minuten; an dritter Stelle erreichte Zander (Schreiberhau) das Ziel in 10:42 Minuten. Die Frauen trauen sich anscheinend im Wettkampf auf den Brettern nicht viel zu. Zum 4-Kilometer-Lauf starteten nur vier Läuferinnen, von denen die in Führung liegende Busch (Leipzig) wegen Abstuzs noch ausfallen mußte. Siegerin wurde Keller (Johanngeorgenstadt) in 16:30 Minuten; 2. Rohrig (Johanngeorgenstadt) in 17:39 Minuten; 3. Ködel (Hof in Bayern) 18:40 Minuten.

Den Höhepunkt am zweiten Weihnachtsfeiertag bildeten die Schanzenweiche und die Sprungläufe. Die meisten Sprünge wurden in musterhafter Haltung und ohne Fall durchgeführt. Krauß (Johanngeorgenstadt) und Köcner (Brunndöbra) erreichten je 43 Meter und wurden die besten Springer. Im zusammengelegten Lauf, der aus einem 15-Kilometer-Lauf und einem Schanzenprung bestand, gewann Krauß (Johanngeorgenstadt) vor Hauser (Johanngeorgenstadt).

Wer wagt das zu befreiten? Fichte, Berlin, bei praktischer Soldatentät mit der II.

Die Wagner- und Jugendabteilung der Gruppe 2 des revolutionären Berliner Arbeitersportvereines Fichte, Mitglied des kommunistischen Sportverbandes (KPS), hat mit der Berliner Turnerschaft, Mitglied in der Deutschen Turnerschaft, einen gemeinsamen Übungsabend abgehalten. Die Halle gehörte an dem Abend den Deutschen Turnern. Die „revolutionären“ Fichte-Turner erhielten von dem Turnwart der Berliner Turnerschaft die Erlaubnis zur Teilnahme an dem Übungsabend nur unter der Bedingung, daß sie ihr Pflichtgeden ablegten. Das haben sie getan! Der hirteliche Übungsleiter fand für die Fichte-Deule besonders herliche Begrüßungsworte und

An unsere Postbezieher.

Der heutigen Nummer liegt ein Erlagschein zur Bezahlung der Bezugsgebühr bei. Wir machen besonders darauf aufmerksam, daß die Einzahlung unter demselben Namen geleistet werden muß, unter welchem der Bestand der Zeitungen erfolgt. Die Bezugsgebühr ist am Kopf des Blattes ersichtlich und ist stets im Vorhinein zu entrichten. Der Abonnementsbetrag muß spätestens bis 12. eines jeden Monats in unserem Besitze sein; wir ersuchen Sie, dies zu berücksichtigen, damit keine Unterbrechung in der Zustellung eintritt.

Die Verwaltung.

Donnstag der gemeinsame Besang des bürgerlichen Turnerklubs, in dem es heißt:

„Dem Turner war das schönste Ziel ein Leben voller Freud! — Wir halten fest und iren zusammen, Gut Heil! Hurra! Gut Heil! Hurra!“

Am Schluß des Übungsabends bedankte sich der linientreue Fichte-Turnwart bei seinen bürgerlichen Kollegen aufs herzlichste für die gute Aufnahme. Mit Freude über das gute Einverständnis mit den Deutschen Turnern, und ihr „revolutionäres“ Fichtegedanken verstimmt verbergend, lobten die Fichte-Turner — die bei den Kommunisten im ganzen Reich als die treuesten Spitzen der Jüngsten — von ihren bürgerlichen Freunden.

Sport der Naturvölker im hohen Norden.

Bei den Tungenen des Amurgebietes treffen die Wettkämpfe zeitlich zusammen mit dem Beginn der Meisen oder mit der Vorbereitung für die Winterjagd. Das Programm der Winterkämpfe ist verschieden: Schläufe und Läufe ohne Stier, Geschicklichkeitsübungen, Hirschreiten, Rennen mit Hirschen, die vor Schlitten gespannt sind, und Bogenschießen.

An den Rennen beteiligen sich nicht nur Jünglinge, sondern auch Männer mittleren Alters. Es gibt so geschickte Läufer, die sogar einen laufenden Hirsch erreichen und fangen. Die Streckenlänge werden in Gruppen von zwei bis drei Personen aufgeführt. Im Winter läuft man mit einem kurzen warmen Anzug bekleidet.

Die Tungenen sind äußerst geschickte und ausdauernde Schläufer. In Gruppen von zwei bis vier Teilnehmern gehen sie auf Jagd. Jeder muß sich selbst seinen Weg bahnen und ist nicht berechtigt, die Bahn eines anderen zu benutzen. Es gibt Schläufer, die laufende Widhäre erreichen. Unter den Teilnehmern der Wettkämpfe und ihren Anhängern werden Wettten abgeschlossen, der Sieger erhält als Prämie: einen Hirsch, eine Kuhle, eine Gacke oder eine Banze.

167 Zuschauer bei einem Pokalspiel. Die schönen Zeiten, wo österreichische und ungarische Berufssportler in USA, Dollars schafften, scheinen vorbei zu sein. Der Fußball, der schon an und für sich in den Vereinigten Staaten wenig Zuschauer zog, findet heute drüber nur noch wenig Interesse. Ramen früher zu den großen Spielen 10.000 Zuschauer, so sind es heute höchstens noch 2000. Ein Ausscheidungslämpf um den Pokal zwischen Fall River und Dalton sah nur 167 Personen als Zuschauer.

Aus der Partei.

Jugendbewegung. Z. J., Prag. Morgen Südböhmer in der Sec. Beginn 8 Uhr. Kommt alle!

Bereinsnachrichten.

Arbeiter-Turn- und Sportverein Prag. Heute Ausschussung im Rensankle des „Edovum dum“. Beginn halb 8 Uhr. Pünktlich sein!

Literatur.

Angestelltenkalender 1931, herausgegeben vom Allgemeinen Angestelltenverband, Ely Reichberg, Turnerstraße 27, Preis 7.50 K. Dieser rühmlichst bekannte Kalender, der geradezu ein unentbehrliches Handbuch für den Angestellten bildet, ist auch heuer in schöner Ausstattung erschienen. Er enthält außer dem Kalendarium und dem Tagebuch eine Reihe von Beiträgen, die jedem Angestellten im Kampfe um sein Recht die wertvollsten Dienste leisten werden. So einen längeren Aufsatz „Wie erhalte ich eine Rente oder sonstige Leistung aus der Pensionsversicherung?“, einen weiteren Artikel „Richtlinien für die Handhabung der Einkommenunterstützung nach dem Gesetz vom 1.1.1929“, einen orientierenden Aufsatz über die Einkommensteuer und vieles andere mehr. Den Angestellten ist die Anschaffung des Kalenders zu empfehlen.

Gesamtherausgeber: Ewald Laub. Herausgeber: Wilhelm Kiehn. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Strauß Prag. Druck: „Kata“ W. H. Zeitung und Buchdruck. Prag. Für den Druck verantwortlich: Otto Kvilitz Prag. Der Zeitungswirtschaftsrat wurde von der Zeit. u. Litg. 1930/31 mit 1000/111/1000. bez. 1000/111/1000.